

Tiroler Chronist



Nummer 28/29, November 1987



ortsverbunden



unabhängig



leistungsstark



Raiffeisen-Zentralkasse Tirol

Innsbruck, Adamgasse 3-7
Salurner Straße 15 (Tourist Center)
Südtiroler Platz 8 (Bahnhof)
Innrain 6-8 (Markthalle)

Die Bank mit dem persönlichen Service.



Inhalt

- 2 Das einstige Steuerwesen in Tirol - *Wilfried Beimrohr*
- 9 Der Dosser'sche Aufstand 1561/62 - *Heinz Moser*
- 13 Liebe und Tod
Zum historischen Wandel der Formen menschlichen Zusammenlebens
Norbert Ortmayr
- 17 Anton Haider und Karl May.
Ein Tiroler Chronist als bedeutender Karl May-Forscher
- 20 Alte Haustüren.
Eine Fotoserie von *Karl Hofer*
- 22 Die Erstersteigung der Zugspitze.
Versuch einer Richtigstellung - *Ferdinand Fuchs*
- 25 Forschendes Lernen zur Heimatkunde.
Erfahrungen aus vier Jahren Projektunterricht - *Rudolf Mattle*
- 32 Zusammenlegungsverfahren. Probleme und Ziele - *Otmar Kronsteiner*
- 37 Unser Dorf und wir die Dörfler.
Vorschläge für ein soziales Seminar im Dorf - *Vijo Pitscheider*
- 43 15. Jahrestagung der Chronisten des Bezirks Kufstein - *Fritz Kirchmair*
- 44 Dorfgeschichte - Geschichte im Spiegel eines Dorfes - *Benedikt Erhard*
- 46 "Plent und Calville" - *Siegfried de Rachewiltz*
- 49 Neuerscheinungen - *Petra Streng*
- 56 Das besondere Bild - *Emerich Pittl*

Impressum

Der "Tiroler Chronist" ist ein überparteiliches, vierteljährlich erscheinendes Nachrichtenblatt von und für Chronisten und Betreuer von Heimatmuseen in Nord-, Süd- und Osttirol.

Medieninhaber und Herausgeber: Tiroler Kulturwerk / Arbeitsgemeinschaft Tiroler Chronisten, Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck. Vorsitzender: Univ.-Doz.Dr. Werner Köfler.

Mitherausgeber für Südtirol: Landesverband für Heimatpflege, Waltherhaus, 39100 Bozen.

Schriftleitung: Werner Köfler, Benedikt Erhard.

Druckbild: coco-medien, Angerzellgasse 4, 6020 Innsbruck.

Druck: Athesia-Druck GmbH, Brennerstraße 28, 39042 Brixen.

Preis: Einzelheft öS 35,- (Lit. 3500); Jahresabonnement (4 Nummern jährlich) öS 120,- (Lit. 12.000).

Staubtrocken, kompliziert, unübersichtlich! Diesem harten Urteil über die Steuermaterie, heute wie damals, ist aus vollem Herzen beizupflichten. Aber: Stößt der Geschichtsforscher, auf den Spuren der Vergangenheit wandelnd, nicht allenthalben auf Steuern? Was wäre die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, ja was täte eine ernsthafte Lokalgeschichtsforschung ohne jene Quellen, die einst zum Zweck der Steuern angelegt worden sind? Ohne die Steuerlisten, Steuerbücher, Kataster oder was immer? Im Sinne dieser Fragestellung hat sich der Verfasser an die Arbeit gemacht. Zweierlei war ihm dabei im Sinn: Dem heutigen Leser und Steuerzahler Begriffe, System und Funktion der Steuern in Tirol, von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert herauf, nahezubringen und ihm gleichsam im Vogelflug durch Zeit und Raum einen Überblick zu verschaffen. Es sei Ihnen, verehrter Leser, getrommelt und gepfiffen: Sie werden sich beim Lesen dieses Aufsatzes sicher leichter tun als der Verfasser beim Zusammenstellen. Das nur zu Ihrer Genugtuung!



Neben den Steuern hatten die Bauern zum überwiegenden Teil auch Zinse an ihre Grundherren zu entrichten. Die Abbildung zeigt Bauern bei der Ablieferung Ihrer Abgaben. (Holzschnitt aus Rodericus Zamorensis "Spiegel des menschlichen Lebens", Augsburg 1479)

Was sind Steuern? Steuern - so sieht es die moderne Finanzwissenschaft - fallen unter die Abgaben an den Staat; sie sind jene Einnahmen, die der Staat kraft seines Hoheitsrechtes abfordert und erzielt. Gesetzliche Normen zwingen Personen, natürliche wie juristische, zu einem Transfer ökonomischer Werte (heute überwiegend in Geldform) zugunsten des Staates. Im Gegensatz zu anderen Zwangsabgaben, etwa den Gebühren, stellen Steuern kein Entgelt für eine individuelle Leistung des Staates dar, sondern sie sind als allgemeiner Beitrag zu verstehen, damit der Staat seine Aufgaben wahrnehmen kann. Zu den Merkmalen moderner Steuern zählt weiters, daß ihr Verwendungszweck nicht bestimmt ist.

Der heutige Steuerbegriff, der sich erst im 19. Jahrhundert herauschält und verfestigt, verwirrte lange die Gemüter jener Historiker, die sich die Steuergeschichte zum unbedankten Thema erwählt hatten. Wann immer ihnen in mittelalterlichen und

frühzeitlichen Quellen der Begriff Steuer unterkam, sahen sie darin eine Zwangsabgabe an den Staat bzw. den Landesfürsten, dem sie das Gewaltmonopol (des modernen Staates) zusprachen. Bezogen Grundherren, Vögte und andere "private" Personen Steuern, so waren diese Gelehrten versucht, dies als ein Ansictheißen staatlicher Hoheitsrechte zu interpretieren.

Dem war und ist nicht so. Erst dem Rechts- und Sozialhistoriker Otto Brunner gelang es die Widersprüche aufzulösen. In seinem grundlegenden Buch "Land und Herrschaft", in den dreißiger Jahren erschienen, zeigte er auf, daß es im Mittelalter ein Gewaltmonopol des Staates oder Fürsten nicht gegeben hat; auch andere Herren übten legitime Gewalt aus. In diesem Zusammenhang arbeitete Brunner anhand vielfältigen Quellenmaterials klar heraus, was das Mittelalter unter "Steuern" verstanden hat. Welchen Begriffsinhalt sprach nun das Mit-

telalter der "stiure" zu, wie das mittelhochdeutsche Wort für Steuer lautet? Steuer war für das Mittelalter vor allem "Hilfe in der Not". (In Beisteuer, Heimsteuer, Aussteuer lebt dieser Wortsinn "Hilfe" bis heute weiter.) Das Mittelalter kennt eine Reihe hierarchischer Abstufungen, Herrschaftsverhältnisse, und vielfältige personale Beziehungen rechtlicher Natur. Lehensherr und Lehensversall, Grundherr und Grundholde, Vogtherr und Vogtholde, Stadtherr und Stadtgemeinde, Stadtgemeinde und Bürger stehen in einem eigenartigen Schutz- und Treueverhältnis zueinander. Wo immer ein solches vorliegt, wo immer ein Herr legitime Gewalt ausübt, kann in einer Notsituation Steuer gefordert, muß Hilfe geleistet werden.

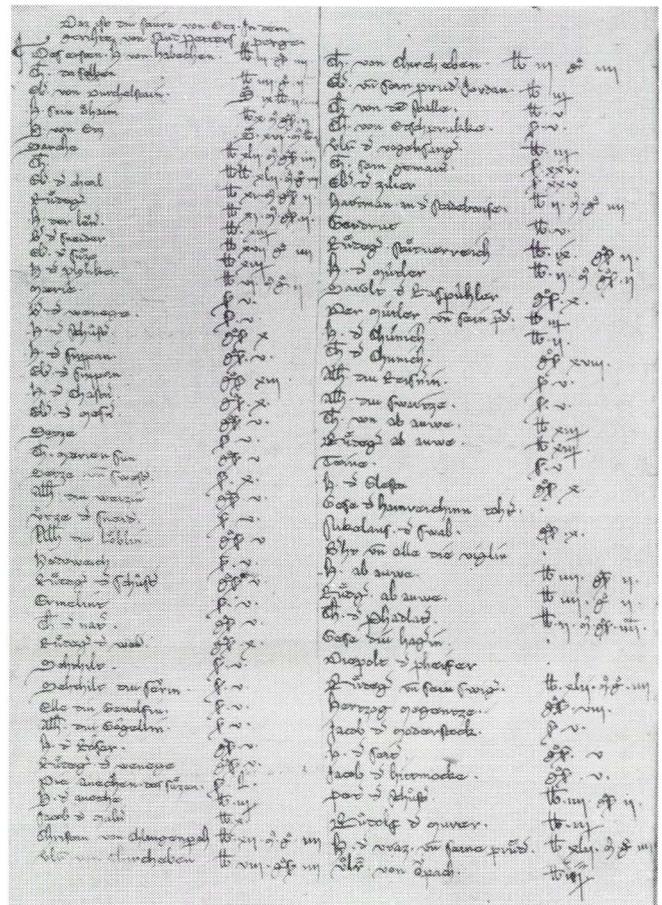
Das Faktum der Hilfe in der Not, als die Steuer verstanden wurde, räumte jenen Personen einen Entscheidungsspielraum ein, die Steuer zahlen sollten. Ist der Fall der Not denn gegeben? In welchem Ausmaß ist Hilfe notwendig? Über diese und andere Fragen mußten Herr und Schutzbefohlener, Verband und Verbandsgenosse sich einig werden.

Ob der potentielle Steuerzahler mitreden durfte, wenn eine steuerliche Belastung an ihn herangetragen wurde, hing aber wesentlich davon ab, wie das Herrschaftsverhältnis im einzelnen gestaltet war. Die waffenlosen, zumindest nicht voll wehrfähigen Bauern, verstrickt in soziale, rechtliche und wirtschaftliche Abhängigkeiten, erwehrt sich kaum der Steuerforderungen ihrer Herrn. Leichter tat sich da schon die reiche und selbstbewußte Bürgergemeinde, Ansprüche ihres Stadtherrn abzuschmettern.

Dieses rechtliche, wirtschaftliche und letztlich auch militärische Ungleichgewicht bewirkte, daß die Bauern, aber auch die Bürger der noch jungen Städte ungefragt Hilfen in der Not, außerordentliche Hilfen in Kauf nehmen mußten. Ja sie mußten hinnehmen, daß ihre Herren, die Grundherren und die Stadtherren, diese zeitweisen Hilfen allmählich in ständige ("ordentliche") Steuern umwandelten. Besser erging es den adeligen Grundherren, den Landleuten. Ihnen gegenüber mußte der Landesherr, einer der Ihren, der eine Vormachtsstellung erkämpft hatte, das Prinzip anerkennen, ungefragt keine außerordentlichen Hilfen aufzuerlegen.

Das Mittelalter konnte also mit dem modernen Steuerbegriff herzlich wenig anfangen. Es gehört zum Wesenskern der modernen Steuer, daß sie eine Zwangsausgabe an den Staat darstellt. Nicht so im Mittelalter, dem eine "einheitliche obrigkeitliche Gewalt", das Gewaltmonopol des modernen Staates, fremd ist. Steuern darf im Mittelalter nicht nur der Staat oder, besser gesagt, der Landesfürst fordern und einheben, auch der Grundherr, der Vogt, der Stadtherr und andere Herren sind dazu berechtigt. Wer immer eine Schutz- und Herrschaftsfunktion innehat, kann Steuern beanspruchen.

Im Gegensatz zu heute war die Steuer stark zweckbestimmt. Im ursprünglichen Sinne war sie eine unregelmäßige ("außerordentliche") Leistung, die aus



Aus dem Inntaler Steuerbuch 1312 (Original im TLA: Handschrift 107)

einem bestimmten Anlaß heraus, in einer bestimmten Notsituation erbracht werden mußte.

Es wurde bereits erwähnt: Die außerordentlichen Hilfen, welche Bauern und oft Städte ihren Herren zu leisten hatten, bargen die verhängliche Tendenz in sich, zu regelmäßigen Abgaben umfunktioniert zu werden. Diese "ordentlichen" Steuern, die Jahr für Jahr an bestimmten Terminen fällig waren, hatten unbestritten den Vorteil, daß ihr Umfang genau fixiert war. Sie hafteten als feste Größe meist an Haus und Hof und wurden daher in den Urbaren, den Besitzstandsverzeichnissen der Grundherrschaften, aufgezeichnet. In den Steuerbüchern sucht man sie vergeblich.

Solche "ordentlichen" Steuern finden sich für das späte 13. Jahrhundert etwa in den Rechnungsbüchern, aber auch in den Urbaren der Tiroler Landesfürsten. Sie wurden innerhalb der Gerichte eingefordert und verrechnet. Allerdings ist nicht immer geklärt, aufgrund welcher Rechtstitel der Landesfürst solche Steuern auferlegt hat und wer alles zu ihnen herangezogen worden ist.

Daneben lassen sich in Tirol eine Reihe von Steuern aufspüren, die eindeutig grund- oder gerichtsherrlicher Natur sind, wie Küchensteuern, Rapsmahl (Ablösung der Herbergs- und Gastungspflicht an den Herrn und seine Beamten), Milchsteuer, Rinder- und Pferdesteuer. Von den

Städten und Märkten erhob der Tiroler Landesfürst als Stadt- und Marktherr eine eigene Steuer.

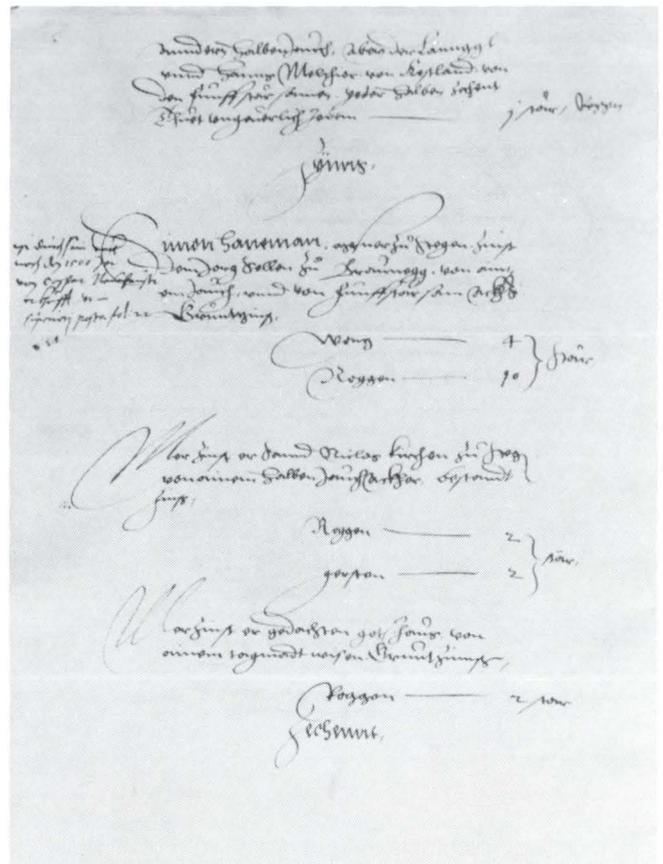
Weiterhin liefen Hilfen in der Not, außerordentliche Steuern. So ordneten 1312 die von König Heinrich eingesetzten zehn Landpfleger im Namen dieses Tiroler Landesfürsten eine solche an. Zu diesem Zweck wurde ein Steuerbuch angelegt, das heute unter Titel "Inntaler Steuerbuch von 1312" firmiert.

Es enthält, gegliedert nach Gemeinden oder Gerichten, eine Auflistung der Steuerpflichtigen, die Höhe ihrer Steuervorschreibung und - was rechts- und sozialgeschichtlich besonders interessant ist - die Beschwerden der armen Steuerzahler. Besteuert wurde damals das gesamte Vermögen, 1/10 des Wertes bäuerlichen Grundbesitzes abzüglich grundherrlicher Belastung und 1/20 der Fahrhabe abzüglich der Lebensmittel für den Eigenbedarf und der Betriebsmittel.

Dem Landesfürst - man kann es nicht oft genug betonen - ging die Steuerhoheit des modernen Staates ab. Auch er konnte nur seinen Leuten, seinen Grundholden, seinen Vogtholden, den Bürgern seiner Städte Steuern auferlegen. Auf den Adel und den hohen Klerus und deren Leute hatte er steuerlich keinen Zugriff.

Benötigte der Landesherr die militärische oder finanzielle Hilfe der beiden gesellschaftlichen Gruppen, so mußte er darum ansuchen und konnte nur hoffen, daß sie ihm gewährt wurde. Nicht unwesentlich aus dieser Machtposition heraus formierten sich Adel und hohe Geistlichkeit zu einem Forum der Mitsprache, der sogenannten Landschaft oder der Landstände. Die Landschaft, die als vorparlamentarische Institution zu sehen ist, vertrat das Land gegenüber dem Landesfürsten und bildete gleichsam ein politisches Gegengewicht. Noch im Mittelalter stiegen in Tirol die Städte und - was ringsum ziemlich einzigartig war - die bäuerlichen Gerichte in die Landschaft auf. Steuern, die das ganze Land betrafen, erließ nicht der Landesherr, die Landschaft bewilligte sie ihm. Diese landschaftlichen Steuern, die noch lange den Charakter außerordentlicher Hilfen nicht abstreiften, hielten noch im 18. Jahrhundert mit Abstand den größten Anteil am Steueraufkommen des Staates.

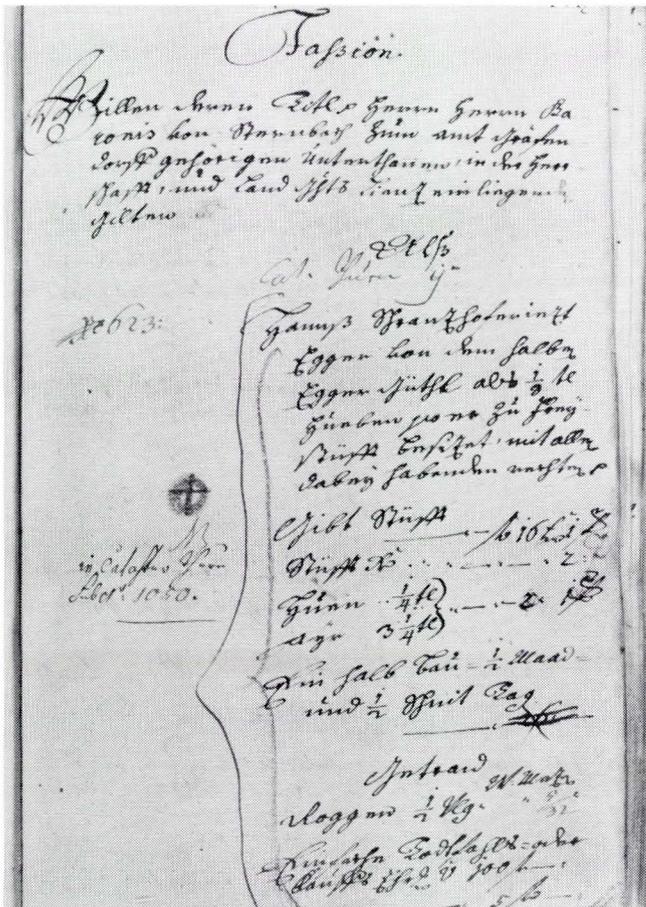
Da sie aus einem bestimmten Anlaß heraus angefordert, in einer und für eine konkrete Notsituation bewilligt wurden, war der Verwendungszweck festgelegt. Wofür bewilligte die Tiroler Landschaft dem Landesfürsten Steuergelder? Einmal für die militärischen Schutzmaßnahmen und Operationen, wenn das Land vom Feind bedroht war, weiters zu Abwehr der an das Habsburgerreich anbrandenden Türken (sogenannte "Türkenhilfen"); letztendlich dienten diese Gelder dazu, die gewaltigen Haushaltsdefizite der Landesfürsten abdecken zu helfen, landesfürstliche Schulden zu tilgen, den Aufwand des Hofes teilweise zu bestreiten und anderes mehr.



Die Steuerbereitung Pustertal von 1545 ist der älteste noch erhaltene Grundsteuernkataster (Orig. im TLA: Kat. 0/8)

Ihr Recht, Steuern zu bewilligen, ließ sich die Landschaft bereits 1342 vom Landesfürsten feierlich verbrieft. Damals bestätigte Markgraf Ludwig, ohne Zusage der Landleute ("ohne der Landleute Rat") keine "ungewöhnlichen" Steuern aufzuerlegen. Im Jahre 1406 bedankten sich die Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. für die Hilfen und Steuern, die die Landschaft ihnen und ihren Vorfahren geleistet hatten, und gelobten, sie mit einer derartigen Steuer, wie sie der Adel wegen des gegenwärtigen Krieges (damals erfolgte der Einfall der Appenzeller und des Bundes ob dem See in das Oberinntal) von ihren Zins- und Eigenleuten bewilligte hatte, zu verschonen und eine solche nur mit ihrer Zustimmung aufzuerlegen.

Die von der Landschaft gewährte Hilfe bedeutete nicht immer eine Geldzahlung an den Landesfürsten. Sie brachte nur allzu oft die Kriegsdienstpflicht des Adligen (als gepanzerter Reiter), des gemeinen Mannes (als Infanterist) mit sich. Diese militärisch-finanzielle Janusköfigkeit der landschaftlichen Hilfe färbte - wie wir weiter unten sehen werden - auf das Steuersystem ab. Damit sie die Mittel aufbrachte, um den Landesfürsten aushelfen zu können, stützte sich die Landschaft - in einer agrarisch ausgerichteten Volkswirtschaft versteht es sich von selbst - auf eine Grund- und Bodensteuer. Diese direkte Steuer war bis in das 19. Jahrhundert



Adelsfessionen des Landesgerichts Lienz, um 1775
(Orig. im TLA: Kat. 120/5)

die landschaftliche Steuer schlechthin. Noch im 15. Jahrhundert war die Anlage der Grundsteuer recht primitiv. So beschlossen die Landstände 1437 und 1446, daß von jeder Feuerstätte (die in etwa einem Haushalt gleichzusetzen ist) 1 Gulden an Steuer zu zahlen sei. Im Jahre 1474 bewilligte die Landschaft folgende "Türkensteuer": Adel und Prälaten zahlen von ihren jährlichen Urbareinnahmen 1/10, die Städte und Gerichte von jeder Feuerstätte 4 Pfund Berner; auch die Hochstifte Brixen, Trient und Chur sind zur Steuerleistung verpflichtet. Das berühmte Landlibell, das 1511 Kaiser Maximilian als Tiroler Landesherr, die Hochstifte Brixen und Trient und die Landschaft ausgehandelt hatten, schuf der Landesverteidigung und der landschaftlichen Grundsteuer eine feste Organisationsbasis, wobei in beiden Fällen auf bewährte Einrichtungen zurückgegriffen werden konnte.

In diesem Vertragswerk verpflichtete sich die Landschaft, wenn zur Verteidigung des Landes aufgerufen werde, ein bestimmtes Wehrkontingent zu stellen: je nach Bedarf sollten 1.000, 5.000, 10.000 oder maximal 20.000 Mann zu den Waffen gerufen werden. Vom Normalkontingent (5.000 Mann) hatten die Hochstifte Brixen und Trient, die Prälaten und der Adel zusammen 1.800 zu stellen, die Städte und Gerichte 2.400, die vor wenigen Jahren erworbenen Gebiete - die Herrschaft Lienz und das

Pustertal, die Städte und Gerichte Rattenberg, Kitzbühel und Kufstein den Rest von 800 Mann.

Dieser Aufteilungsschlüssel wurde auch für die Grundsteuer der Landschaft herangezogen. Aus dem "Knecht", dem für den Verteidigungsfall aufgeborenen Soldaten, formte sich somit der sogenannte Steuerknecht, ein verwaltungstechnischer Begriff. Nicht nur den vier Ständen - (Stifter) Prälaten und Adel einerseits, Städte und Gerichte andererseits - wurde auf der rechnerischen Basis von 5.000 Steuerknechten ihr Kontingent zugewiesen. Auch innerhalb der Stände erfolgte eine genaue Zuteilung. So hatte der Abt von Wilten 8, das Gericht Petersberg 60 von 5.000 Steuerknechten zu tragen. Jeder dieser Steuerknechte wurde mit einem Monatssold von 4 Gulden veranschlagt, was ein Steueraufkommen von insgesamt 20.000 Gulden ergab.

Bei Prälaten und Adel war das mittels Selbsteinschätzung erhobene jährliche Urbareinkommen (darunter fielen Grund-, Vogteizinsen, Zehnte und andere Bezugsrechte, die mit Grund und Boden zusammenhingen) das Steuerobjekt; ihr Grundbesitz, den sie in Eigenregie bewirtschafteten, wurde nicht besteuert.

Bei den unteren Ständen, bei Bauern und Städtern, wurde der Grundbesitz der Besteuerung unterzogen, wobei die Feuerstätte weiterhin die Steuerbemessungsgrundlage bildete. Allerdings verstand man unter Feuerstätte nicht mehr eine wirkliche Herdstätte (Haushalt); als Feuerstätte wurde nun eine Werteinheit des Grundbesitzes in der Höhe von 150 Gulden angesehen.

Ganz oder zumindest teilweise befreit von dieser Grundsteuer waren hochspezialisierte Arbeiter wie die Bergleute, aber auch jene Gemeinden, die in ihrer Nähe gelegene Burgen und Festungen zu verteidigen hatten.

Der Oberbegriff für die landschaftliche Grundsteuer lautete Landsteuer. Sie gliederte sich einerseits in eine Adels- oder Dominikalsteuer, die Adel und Prälaten zu entrichten hatten, andererseits in eine Rustikalsteuer, auch gemeine Steuer oder Gleba genannt, welche die nichtadeligen Grundbesitzer in den Städten und Gerichten zu zahlen hatten. Steuerpflichtiger (Steuersubjekt) und Steuerzahler waren im übrigen bei der Rustikalsteuer nicht ident. Gegenüber der Landschaft stand nämlich das Gericht oder die Stadtgemeinde für die Steuer-summe gerade, sie mußten sich ihr Geld von den einzelnen Grundbesitzern oder Steuerzahlern holen.

Die tirolische Landsteuer fällt unter den Begriff der Reparationssteuer. Das heißt: Die Summe dieser Steuer war genau festgelegt (z. B. im Jahre 1526 80.000 Gulden als Türkenhilfe); sie wurde mittels eines Aufteilungsschlüssels (in unserem Falle Steuerknechte und Feuerstätten) auf die einzelnen Steuerzahler umgelegt. Im konkreten Fall hatte das Stift Wilten mit seinen 8 Steuerknechten 1526 128 Gulden an Türkenhilfe zu leisten.

125. Name des Besitzers	Kopflage Nr. 16 Besitz-Titel und Besitzeränderungen	Folien Nr. 1-100
Ortl. Johann L. Löffelmeier J. N. 47	Kauf vom 20. Oktober 1844 fol. 218 9 II	114
J. N. 47	Kauf vom 2. März 1848 fol. 218	119
	Kauf vom 13. Juni 1861 fol. 218	119
	Kauf vom 22. Juni 1861 fol. 218	119
	Kauf vom 20. September 1862 fol. 218	119
	Ab. Pachtvertrag vom 29/10 1873	119

In den Transportbüchern wurden von den Gemeinden die Grundbesitzveränderungen festgehalten. Transportbuch Wattens, 19. Jh. (Orig. im TLA: Kat. 19/14).

Flächenausdehnung beschrieben und innerhalb der Steuer- oder Katastralgemeinde durchnummeriert wurden. Steuerpflichtige Objekte waren Gebäude, Grundstücke, aber auch Fischereirechte und Realgewerbe. Die Flächenangaben beruhten, da auf eine Vermessung verzichtet werden mußte, vielfach nur auf Rückschlüssen von Aussaat und Erntemengen. (Eine kartographische Flurvermessung Tirols kam erst in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zustande; das Produkt dieser Arbeit, eine nach Steuergemeinden angelegte Katastermappe im Maßstab 1:2.880 wird im Mappenarchiv des Vermessungsinspektorates für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck aufbewahrt; während das Mappenarchiv das flächenkolorierte und mit Katasternummern versehene Original besitzt, verwahrt das Tiroler Landesarchiv eine der damals mittels Steindruck hergestellte Reproduktionen dieses Kartenwerks.) Ziel dieser Katastrierung bzw. dieses Peräquationssystems war es, von jedem Steuerobjekt einen mittleren Kurrentwert zu ermitteln; 3/8 des Kurrentwerts wurden als Steuerkapital erklärt. Insgesamt belief sich das so ermittelte Steuerkapital auf über 46,000.000 Gulden in der Grafschaft Tirol. Der Steuerfuß pro Steuerknecht wechselte, anfangs betrug er 59 Gulden, zuletzt 180 Gulden Tiroler Währung oder 102 6/7 Gulden Wiener Währung (Steuersatz 1,2 %)

Eines gilt noch festzuhalten: Mit dem sogenannten Theresianischen Kataster, der erst unter Joseph II. abgeschlossen werden konnte, behielt Tirol sein eigenes System der Steuerverteilung nach dem Kapitelwert des beweglichen Besitzes ("Gutswertkataster") bei. Andere Kronländer der Monarchie stiegen zu dieser Zeit ("Josephinischer Kataster" 1785 bis 1789) auf den modernen und gerechteren Ertragskataster um. Erst 1882 trat in Tirol der Ertragskataster in Kraft. Ebenso blieb Tirol bis dahin von der Gebäudesteuer verschont, die in anderen Kronländern bereits 1820 durchgesetzt werden konnte.

Die Landschaft begnügte sich nicht mit der Landsteuer, einer Grundsteuer also, auch auf andere direkte Steuern wurde zurückgegriffen. Denn die Landsteuer belastete nur die grundbesitzende Bevölkerung, die Besitzer von Kapitalvermögen, die Bezieher von Einkommen aus selbständiger und unselbständiger Tätigkeit gingen frei aus. Daher bewilligte die Landschaft zeitweise Personalsteuern. Darunter einfache und klassifizierte Kopfsteuern, Vermögenssteuern, Gewerbe- und Besoldungssteuern, Kapitalzinssteuern, die alle als solche oder in Kombination auftraten.

Bei der Kopf-, Klassen- und Einkommenssteuer waren die Steuersätze bald nach Berufsstand, bald nach Vermögen abgestuft. Klassensteuern mit einer bunten Vielfalt und Abstufungen waren besonders im 17. Jahrhundert eine beliebte Methode, um an das Geld der Untertanen heranzukommen. Später wurde das Einkommensprinzip stärker berücksichtigt, nur gegenüber den kleinen Steuerzahlern blieb allein die berufliche Tätigkeit für das Festsetzen des Steuersatzes ausschlaggebend. Auch reine Vermögenssteuern ließ sich die Landschaft einfallen. So wurde für das Jahr 1678 eine solche bewilligt mit einem Steuersatz von 1/2 Prozent bei unversteuertem Vermögen.

Indirekte Steuern, Produktions- und Verbrauchersteuern, setzte die Landschaft ebenfalls an. Mehrmals wurde von ihr auf einige Jahre ein Ungeld auf alkoholische Getränke und ein sogenannter Fleischpfennig eingehoben.

Ogleich sie das Recht, Steuern zu bewilligen, eifrig hüteten und sogar die Steuerverwaltung fest in ihre Hände bekamen, den Zenit ihrer Macht hatten die Stände im 16. Jahrhundert überschritten. Immer mehr nahm sie der frühmoderne Staat an die Kanda, höhnte ihre Kompetenzen aus und drückte ihre Organe zu Vollstreckungsgehilfen seiner Behörden herab.

Auch und gerade das Steuerbewilligungsrecht war davon nicht ausgenommen. Bereits 1723 erklärte Kaiser Karl VI. kurzerhand, daß, wenn die Landstände einen bestimmten Steuerbetrag nicht genehmigen wollten, der Abgang trotzdem als bewilligt anzusehen sei.

So ausschließlich, wie man meinen möchte, war der Landesfürst auch wieder nicht von den

landschaftlichen Steuergaben abhängig. Immerhin war er der größte Grundherr und Grundbesitzer im Land, was ihm ein reiches Urbareinkommen einbrachte, und behauptete seit alters Regalien (Hoheitsrechte), die finanziell einiges abwarfen. Eines dieser Regalien waren die Zölle, eine indirekte Steuer somit, die er unbeeinträchtigt für sich nutzen konnte. Nicht zufällig im 18. Jahrhundert, in dem der Landesfürst auf Kosten der Landstände seine Machtansprüche durchzusetzen vermag, beginnt der Staat sich auf dem Gebiet der Steuern breit zu machen. Aus eigener Machtvollkommenheit regelt er das landschaftliche Steuerwesen und führt selbst Steuern ein, die eine permanente Einrichtung werden.

1780 wurde die Tranksteuer vereinheitlicht, des weiteren wurden auf Wein, Bier und andere geistige Getränke Produktionssteuern aufgeschlagen. Ein Kalenderstempel wurde 1711, der Papieraufschlag 1762 allgemein dekretiert, 1748 ein Spielkartenaufschlag. Ein- und Ausfuhrsteuern, Vieh- und Getreideaufschläge wurden erlassen und staatliche Monopole (Tabak-, Lotto-, Salpeter- und Pulvermonopole) eingerichtet. Dem Selbstbesteuerungsrecht der Tiroler Landstände wurde im Verfassungspatent vom Jahre 1816 praktisch der Garaus gemacht.

Zug für Zug wurden in den habsburgischen Ländern die Steuern vereinheitlicht und von Staats wegen eingeführt. 1812 erließ ein kaiserliches Patent eine Erwerbs- und Gewerbesteuer, die in Tirol ab 1817 wirksam wurde. Die Einkommenssteuer - um kurz die weitere Entwicklung aufzuzeigen - die früher meist in Form von Klassensteuern aufgetreten war, wurde 1799 dauernd eingeführt, 1849 reformiert und 1896 mit der Personaleinkommensteuer auf eine neue Grundlage gestellt. Für höhere Dienstbezüge wurde 1896 eine Besoldungssteuer geschaffen. Es folgten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Reihe indirekter Steuern, die möglichst produktionsnahe gestaltet waren. Diese die kleinen Leute und Verbraucher schwer belastenden Abgaben wurden mehrmals hinaufgesetzt und erzeugten nicht

geringen Unmut in der Bevölkerung. Eine Warenumsatzsteuer, die nahezu alle beweglichen Güter und diverse Dienstleistungen erfaßte, war eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, sie wurde 1923 gesetzlich erlassen.

Durch das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 fiel die jährliche Bewilligung der eingehenden Steuern, Abgaben und Gefälle in die Kompetenz des Reichsrates, des Parlaments also.

Lange Zeit war das überwiegende Motiv des Staates, seine Untertanen zu besteuern, auf das sogenannte fiskalische Ziel ausgerichtet, d. h. Einnahmen zu gewinnen, um Ausgeben abzudecken und tätigen zu können; wirtschafts- oder gar sozialpolitische Überlegungen spielten dabei eine sehr untergeordnete Rolle. Zweifellos wurde im 16. Jahrhundert die Steuerschraube gewaltig angezogen, das militärische Engagement der Habsburger, der aufbau eines stehenden Heeres, die Erweiterung der staatlichen Bürokratie, die prächtige Hofhaltung und anderes mehr erforderten Mehreinnahmen, die nur über den Weg der Steuern zu erzielen waren.

Der moderne Staat, der auch ein Steuerstaat ist, weil er seinen Haushalt größtenteils mit Steuern finanziert, stand an seinem Anfang.

Auch die Gerichtsgemeinden und Gemeinden ließen ihre Einwohner nicht ungeschoren. Gewisse Leistungen wurden gefordert, die als "Wustungen" bezeichnet wurden. "Wusten" ist "arbeiten", und das hieß für das Mitglied einer Gemeinde bei Ausbesserungsarbeiten an Straßen, Brücken, Archon gestellt zu sein. Diese Arbeitsdienste waren meist proportional zum Grundbesitz aufgeteilt, sie wurden zunehmend durch Geldzahlungen abgelöst. Da den Gemeinden und Gerichtsgemeinden viele Bürden aufgelastet wurden, wie eben Landstraßen und Brücken zu erhalten, durchziehendes Militär einzuquartieren und dem Troß Vorspanndienste zu leisten, ist es nicht verwunderlich, daß die Wustungen oft ein mehrfaches der landschaftlichen Grundsteuer ausmachten.

Der berühmte Aufstand der Bauern und Bergarbeiter im Jahre 1525 ist ein Ereignis, das heute noch allgemein bekannt ist. Merkwürdigerweise entsteht jedoch immer wieder der Eindruck, daß nach der Niederschlagung der Rebellion alles in bester Ordnung gewesen wäre. In den Geschichtsbüchern liest man kaum etwas davon, ob sich die Lage der Bauern und Bergknappen in Tirol tatsächlich gebessert hatte. Selten wird die Frage aufgeworfen, ob die Bevölkerung etwa weiterhin um Reformen kämpfen mußte. Es zeigt sich, daß auch die Zeit nach 1525 nicht dazu angetan war, in der Bevölkerung Hoffnung auf eine Besserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage hervorzurufen. Drei "Plagen" (Hunger, Pest, Truppendurchzüge) - um bei dem von einem zeitgenössischen Brixner Chronisten gebrauchten Bild zu bleiben - machten der Tiroler Bevölkerung dieser Zeit schwer zu schaffen. Allerdings muß man dabei auch feststellen, daß die Regierung aus ihrem Verständnis für wirtschaftliche und soziale Probleme heraus die bestmöglichen Lösungen anstrebte, wenn dieses Streben auch mitunter nicht von Erfolg gekrönt war. Dabei zeigte sich, daß viele Probleme, die man im Revolutionsjahr 1525 vonseiten der Bevölkerung mit Gewalt zu lösen glaubte, nach wie vor existierten und Unruhe hervorriefen. Der sogenannte Dosser'sche Aufstand der Jahre 1561/1562 war der beste Beweis dafür, daß es in der Bevölkerung nach wie vor gährte und jederzeit ein neuer Aufstand losbrechen würde können.

Etwa zu der Zeit, als in Tirol die Bauern und Bergknappen zum erstenmal offen gegen die himmelschreienden Mißstände im Lande rebellierten, wurde in Lüsen in der Nähe von Brixen Balthasar Dosser geboren. Er erlernte das Müllerhandwerk, weshalb er in den Quellen bisweilen "Müllner" genannt wurde, doch bot sich gerade zu seiner Zeit reichlich Gelegenheit, sich als Landsknecht zu verdingen. Etwa im Alter von 40 Jahren, als er für das Kriegshandwerk nicht mehr tauglich war, kam er wieder nach Tirol, wo seine aus Kärnten gebürtige Frau verstarb. Nur wenig später lernte er Lucia Gütlin kennen, die seine Lebensgefährtin und Mitwiderin eines von ihm geplanten Aufstandes wurde.¹

Die Lage eines Großteils der Bevölkerung hatte sich seit dem Bauernkrieg kaum wesentlich gebessert, und dies trotz der Anstrengungen der Regierung. Die allgemeine politische Lage, der Zweifrontenkrieg gegen das Osmanenreich und Frankreich, die Bekämpfung der Protestanten, die inzwischen längst von einem reinen Glaubenskampf zu einem politisch motivierten Streit geworden war,

die innenpolitischen Probleme in Tirol, die sich vor allem auf die soziale Lage der Bevölkerung auswirkte, und die Mißstände innerhalb der katholischen Kirche im Lande mußten zu Unruhen führen. Später, als Dosser längst verhaftet war, gab er in einem Verhör zu Protokoll, ihm sei der Gedanke an einen Aufstand gekommen, weil "er gesehen und gemerkt (hat) die Armut der Untertanen allenthalben im Lande, auch die unter ihnen schwebenden Schwierigkeiten der großen beinahe unerschwinglichen Steuern, die Beschwerden gegen neue Zölle und Aufschläge, auch die vielen und lange her nacheinander gewesenen teuren und dürftigen Jahre".² Tatsächlich war die Steuerlast angesichts der schon erwähnten politischen Umstände ständig größer geworden, Naturkatastrophen hatten in den Jahren vor 1560 vielfach die Ernte vernichtet, Lebensmittelknappheit hatte zu erhöhten Preisen geführt, wobei diese Entwicklung noch dazu durch die Anwesenheit des Konzils (Trient) verstärkt wurde. Selbst die Regierung mußte eingestehen: "Weil der gemeine Mann arm, alle Dinge in höchster Teuerung sind, so mögen solche Anschläge vornehmlich wegen der Religion leicht Beifall finden".³

Der Anstoß

Der Anstoß für Dossers Plan war eine Rebellion der Salzburger Bergknappen in Gastein im Jahre 1560, bei der er selbst anwesend gewesen war und deren rasche Unterdrückung durch die bischöflichen Truppen er miterleben hatte müssen. Bei seiner Rückkehr nach Tirol lernte er in Kitzbühel und in Schwaz einige Bergknappen kennen, die im Gespräch immer wieder betonten, daß die Tiroler sicherlich mit rund 11000 Mann zu Hilfe geeilt wären, wenn sich die Salzburger nur länger halten hätten können. Diese Angaben, die Dosser später bei seinen Verhören sicher nicht frei erfunden hatte, läßt die Unruhe und das Mißbehagen vor allem bei den Bergarbeitern deutlich erkennen. Tatsächlich hatte es auch schon vorher immer wieder Meldungen über Unruhen und aufrührerische Reden gegeben.

Sein Aufenthalt in den Bergrevieren im Norden Tirols und seine dort gewonnenen Erkenntnisse ließen in Dosser den Plan für einen Aufstand reifen. Das Programm ließ deutlich erkennen, daß die Ideen des Revolutionsjahres 1525 noch keineswegs vergessen waren und die Forderungen der armen Bevölkerung noch immer nicht erfüllt waren. Im Gegensatz zu Gaismair, der seine Vorschläge

DER DOSSER'SCHE AUFSTAND (1561/1562)



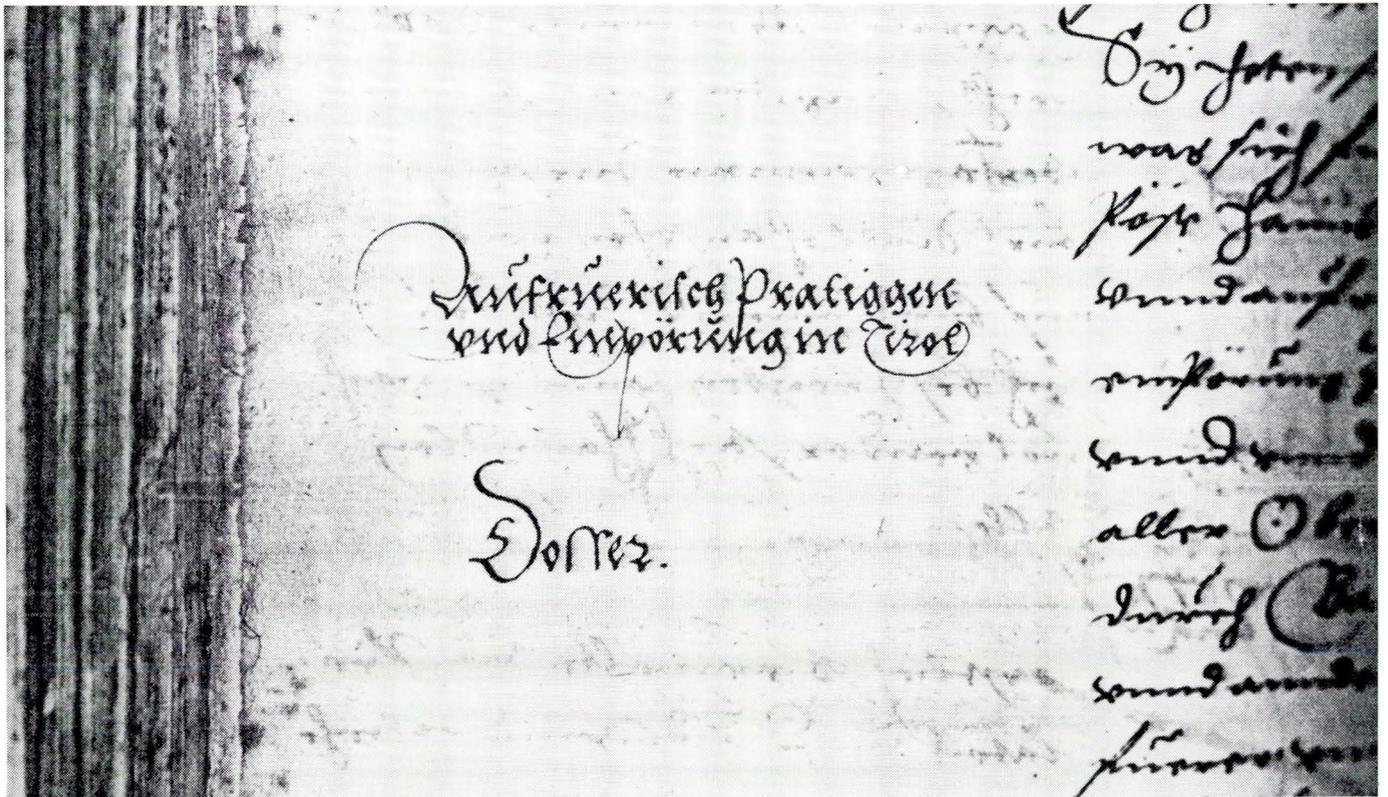
schriftlich niedergelegt hatte, fixierte Dosser seine Vorstellungen nirgends schriftlich, sondern sie müssen aus den Angaben in den Verhörprotokollen rekonstruiert werden. Die Reformen wandten sich gegen die hohen Steuern, Zinsen und Abgaben, Burgen und befestigte Orte sollten erobert und geschleift werden, der Adel und Klerus sollte nicht nur aller seiner Sonderrechte beraubt, sondern überhaupt ausgerottet werden. Dasselbe Schicksal war für die Beamten vorgesehen: "Damit hätte man mit uns, denen vom Adel und zuvorderst mit den Geistlichen, auch mit denen, so etwas zu verteilen gehabt, eine kurze vesper siciliana gehalten und alles, was sie gefunden, allgemein verteilt; und alle Urbare samt den brieflichen Gerechtigkeiten zerhackt und verbrannt, was aber der allmächtige Gott nicht haben wollte" - notierten erleichtert die Betroffenen.⁴ Ein weiterer Punkt der Forderungen war die Wiederherstellung der "alten Freiheiten", was immer die Aufständischen unter diesem vagen Begriff auch verstanden. Das Land sollte nach der Rebellion eine Verfassung wie im Engadin erhalten, allerdings durfte der Kaiser und Landesfürst alle Einnahmen uneingeschränkt behalten; nur wenn er sich gegen die Aufständischen stellen sollte, wollten diese auch ihn bekämpfen. Und letztlich war noch eine Reform der Religion und Kirche vorgesehen. Auch hier sollten die Verhältnisse im Engadin als Vorbild dienen. Außerdem hoffte man, daß der Aufstand die Teilnehmer des Trienter Konzils, das gerade in sein Endstadium getreten war, vertreiben würde, wodurch sich die Lebensmittelknappheit mildern und folglich die Preise sinken würden.

Etwa von Michaeli 1560 bis zum Dezember 1561 zog Dosser durch Tirol und suchte Anhänger zu gewin-

nen. Dabei kehrte er bei manchem seiner ehemaligen Freunde aus Landsknechttagen ein, einige konnte er für sein Vorhaben gewinnen, einige wiederum - vor allem jene, die zu Besitz gekommen waren - lehnten sein Ansinnen vehement ab. Dossers Werbetätigkeit erstreckte sich auf das gesamte Inntal, das Ötztal und Passeiertal, den Vinschgau, das Münstertal, das Pustertal und reichte im Süden bis zum Nonsberg. Allmählich kristallisierten sich drei Zentren der Verschwörung heraus, nämlich der Vinschgau (Algund, Schnals), das Oberinntal (Arzl bei Imst) und das Pustertal. Die Zusammenkünfte der in diesen Gebieten tätigen Unteranführer fanden beim Wirt in Schnalserbach statt. Die Angaben über die Anhänger, die Dosser bzw. seine Komplizen für ihre Idee gewonnen zu haben glaubten, schwankten zwischen 6.000 und 30.000 Mann.

Pläne ...

Der Ausbruch des Aufstandes war vorerst für den 22. Dezember 1561 geplant. Entsprechend den Zentren der Verschwörung sollte diese im Pustertal, Vinschgau und Oberinntal losbrechen und sich sofort gegen Klöster, Städte und Burgen richten. Im Einzelnen war ein Angriff gegen Ehrenburg, Peutelstein, Mühlbacher Klause, Schloß Rodeneck, Churburg, Schloß Nauders, Kloster Marienberg und die Kartause in Schnals geplant. Von dort sollte sich dann der Aufstand über das ganze Land ausbreiten. Außerdem hoffte man, daß in dieser Phase der Ereignisse auch die Schweizer Bünde eingreifen und mit Truppen zu Hilfe eilen würden.



Letztlich wollten die Aufständischen den Beginn auf Dreikönig des Jahres 1562 verlegen, wobei Dossier mit seiner Gruppe im Pustertal den Auftakt machen sollte. Bevor es jedoch soweit war, scheiterte Dossers Plan an der Aufmerksamkeit der Behörden. Schon längere Zeit waren nämlich Gerüchte über Unruhen im Umlauf, doch schenkten ihnen die Behörden vorerst wenig Glauben. Erst einige Tage vor dem ursprünglichen Termin traf vom Pfandherrn von Castelfondo eine ernstzunehmende Meldung ein, und nur wenig später meldete ein Brunecker ebenfalls von den geplanten Unruhen. Schon kurz darauf konnte Dossier in Klausen aufgespürt und zusammen mit seiner Lebensgefährtin verhaftet werden. Tags darauf unterzog ihn das Brixner Gericht einer peinlichen Befragung, wozu der Tiroler Scharfrichter Hans Frey aus Hall angefordert werden mußte. Gleichzeitig trafen in Tirol ernstzunehmende Berichte von Rüstungen der drei Bünde ein, und im Reich hielt sich das Gerücht, daß in Tirol arbeitslose Landsknechte von den Aufständischen angeworben würden, was eine größere Invasion sogenannter "Gartknechte", wie die arbeitslosen Söldner genannt wurden, zur Folge hatte. Einmal alarmiert, arbeiteten nun die Behörden rasch und bereits Mitte Jänner waren außer Dossier noch insgesamt 18 weitere Anführer verhaftet. Allerdings reagierten die Regierungsräte überspannt und berichteten aufgeregt von internationalen Auswirkungen, die dieser Anschlag ihrer Meinung nach heraufbeschwören würde: Der Papst wolle nämlich - so glaubten sie zu wissen - zum Schutze des Konzils Truppen nach Trient entsenden, was wiederum die Protestanten des Reiches auf den Plan rufen würde. Außerdem vermutete man - möglicherweise nicht

einmal zu Unrecht - Einflüsse der schweizerischen Bünde, die ein ohnehin traditionell gestörtes Verhältnis zu Tirol hatten, und der sie unterstützenden französischen Krone. Kaiser Ferdinand I. zeigte in dieser Situation wesentlich mehr politischen Instinkt als seine zur Übertreibung neigenden Regierungsräte: "Hinwiederum aber wollen Wir Euch ganz gnädig und zum allerhöchsten ermahnen, daß Ihr Euch in der vorgefallenen Sache nicht gar so furchtsam und kleinmütig zeigt". Dieser Ermahnung, aus der fast schon ein kleiner Schuß Ironie des Kaisers zu spüren ist, folgte ein umfangreiches Schreiben, worin Ferdinand sein Verhältnis zu den Tiroler Ständen darlegte. Des Klerus' und des Adels sei er sich völlig sicher, ihnen bliebe ohnehin nichts anderes übrig, als sich seinem politischen Konzept zu beugen, wie dies die letzten 40 Jahre seiner Regierung bewiesen hätten. Lediglich der beiden anderen Stände, der Bürger und Bauern, sei er sich nicht so sicher, da diese in letzter Zeit vor allem in Religionsfragen einigen Ungehorsam gezeigt hätten. Doch sei er letztlich davon überzeugt, daß auch sie so wie ihre Vorfahren unter Herzog Friedrich, Erzherzog Sigmund und Kaiser Maximilian I. dem Hause Österreich treu bleiben würden - immerhin seien sie ja Nachkommen ihrer Väter! Abschließend betonte Ferdinand sein volles Vertrauen in die Regierung und vor allem in alle Landstände, und ermahnte die Regierung nochmals, den Aufstand zwar ernsthaft zu bekämpfen, aber darüber nicht die Nerven zu verlieren. Übertriebene Reaktionen seien nicht am Platze.⁹

Allerdings ist zu dieser Einschätzung der Situation durch den Kaiser doch anzumerken, daß er offen-

sichtlich den Kreis der Verschwörer unter den Bürgern und Bauern vermutete, wie dies zumindest zu einem Teil im Aufstand von 1525 der Fall war. Aus den Vernehmungsprotokollen geht aber eindeutig hervor, daß bis auf ganz wenige Ausnahmen nur die nicht besitzende und arme Bevölkerung beteiligt war. Nur die sozial untersten Schichten, die nichts zu verlieren hatten, erhofften sich Vorteile; und nicht selten findet sich der Hinweis, daß so mancher Anhänger auf leicht erbeuteten Reichtum hoffte.

... und das Ende

Gemäß den kaiserlichen Anweisungen ging die Regierung nun systematisch vor. Zuerst wurden an alle Gerichte Mandate mit einer Warnung vor den Aufständischen geschickt. In die gefährdetsten Gebiete entsandte man Kundschafter, um Berichte über die Stimmung in der Bevölkerung zu erhalten. Darüberhinaus informierte man den Herzog von Bayern und den Erzbischof von Salzburg und ersuchte um Unterstützung, falls dies notwendig würde. Und schließlich zeitigte das Aussetzen eines Kopfgeldes von 50 Gulden für einen toten und 100 Gulden für einen lebend gefangenen Anführer überraschend großen Erfolg. Im Engadin kursierten zu dieser Zeit bereits Gerüchte, wonach in Tirol bereits über 500 Personen verhaftet wären. Es waren zwar nicht gerade 500 Verhaftete, doch war die Zahl gemessen an den später vollzogenen Urteilen doch recht groß. In guter Zusammenarbeit mit dem Trienter Bischof, der auch Administrator von Brixen war, konnte die Auslieferung Dossers nach Innsbruck erreicht werden. Hier wurde der Hauptanführer und - wie er zeitgenössisch bezeichnet wurde - "giftige Erzaufwiegler" nochmals einer peinlichen Befragung unterworfen und schließlich gemäß der Tiroler Landesordnung Buch 9 ("Ordnung wider Aufruhr und Empörung") zum Tode durch Vierteilen bei lebendigem Leibe verurteilt. Dieses

Urteil wurde in Innsbruck vor dem Goldenen Dachl auf einer besonders dafür errichteten Holzbühne vollzogen. Relativ emotionslos notierte damals der Adelige Jakob Boimont zu Pairsberg in seinem Tagebuch.⁶ "Den 26. Februar ist Balthasar Dosser als Anfänger der vorgenommenen Empörung in Innsbruck auf dem Platz gevierteilt worden, wobei ich anwesend war. Den 6. März sind in Meran ihrer drei deshalb lebendig gevierteilt worden und einer enthauptet, wobei ich anwesend war."

Nicht alle Hinrichtungen fanden in Innsbruck oder Meran statt. Man hatte es nämlich für viel abschreckender erachtet, die Rädelsführer jeweils an der Stelle, wo sie ihr Verbrechen begangen hatten, zu exekutieren. Zu Hinrichtungen kam es deshalb auch in Brixen, Klausen und Taufers. Insgesamt sind 52 Personen verurteilt worden und nur wenige davon sind mit einer mildereren Strafe, wie Abschneiden des rechten Ohres und ewiger Landesverweisung, davongekommen. Die Familien der Beteiligten mußten ebenfalls für immer das Land verlassen, die Häuser, wo Zusammenkünfte stattgefunden hatten, wurden dem Erdboden gleichgemacht. Damit war die Revolution der untersten Sozialschichten der Tiroler Bevölkerung, der besitzlosen bäuerlichen Schicht und der Bergarbeiter, rasch und brutal niedergeschlagen worden. Reformen, wie sie schon 1525 gefordert und dann nicht erfüllt worden waren, konnten auch diesmal verhindert werden. Wie ein Hohn klingt deshalb ein Wirtschaftsgutachten aus dem Jahre 1557, worin die Lage der Bevölkerung Tirols in höchsten Tönen gelobt wurde:⁷ "Item wie der große Überfluß und die Pracht, auch die Vermehrung und Zunehmung der Welt - dann so allein von fünfzig Jahren her bedacht und gerechnet wird - wie der Überfluß im Essen und Trinken, Kleidern und anderem zugenommen hat und jetzt unaufhörlich im Gange ist, befindet man, daß solches vorher nicht gewesen, sondern unsere Voreltern haben sich mit viel Geringerem durchaus sättigen und begnügen lassen, deswegen dann das Geld und alle menschliche Notdurft auch viel ergiebiger gewesen als in jetziger Zeit".

Anmerkungen:

¹) Rudolf Granichstaedten-Czerva, Der Unruhestifter Peter Paßler und Balthasar Dosser, in: Tiroler Heimatblätter 1961, Heft 10/12, S. 120/121

²) Albert Hollaender, Zu den Bauernunruhen im Gebiet des Bistums Bressanone 1561-1564, in: Der Schlern 12, Bozen 1931, S. 384-397

³) Justinian Ladurner, Barthlmä Dosser von Lüssen oder der projectierte Bauernrebell im Jahre 1561-1562, in: Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols 3, Innsbruck 1866, S.261-310

⁴) Albert Hollaender, a. a. O., S. 388

⁵) Justinian Ladurner, a. a. O., S. 308-310

⁶) Max Straganz, Die Autobiografie des Freiherrn Jakob Boimont zu Pairsberg, SA aus dem Programm des k.k. Gymnasiums der Franziskaner in Hall, Innsbruck 1896, S. 28

⁷) Tiroler Landesarchiv: Missiven an Hof 1557, fol. 196'

Liebe und Tod

Norbert Ortmayr

Zum historischen Wandel der Formen menschlichen Zusammenlebens

Dr. Norbert Ortmayr hat mit einer vielbeachteten historischen Arbeit über ländliches Gesinde bei Prof. Mitterauer in Wien promoviert und arbeitet derzeit am Institut für Geschichte der Universität Salzburg. Der folgende Text ist Teil eines Referats, das Dr. Ortmayr beim Seminar "Interviewforschung" im Juni 1987 in Neustift bei Brixen gehalten hat. Die hier nur thesenhaft dargestellten Aspekte des historischen Wandels eröffnen ein weites Feld von Fragestellungen, die für die Erforschung der "Alltagsgeschichte" bedeutsam sind und an die gerade im orts- und heimatgeschichtlichen Bereich angeknüpft werden könnte. (B.E.)



Zillertaler Hochzeit, ca. 1929. Stehend hinten links das Brautpaar, sitzend in der Mitte die Eltern des Bräutigams. (Foto: AK-Archiv "Erlebte Geschichte", 58/4)

1.

In den europäischen Gesellschaften der Vergangenheit war das eheliche Zusammenleben meistens von kürzerer Dauer. Die Mütter starben sehr häufig im Kindbett. Die Männer waren gezwungen, sehr bald wieder zu heiraten, weil die Hausgemeinschaften auf die Rolle der Hausfrau nicht verzichten konnten. Dies führte dazu, daß die Männer nicht selten mit drei bis vier Frauen in ihrem Leben verheiratet waren, aber mit ein und demselben Ehegatten oft nur wenige Jahre lebten.

Das kirchliche Gebot "bis der Tod Euch scheidet" hatte in diesen Gesellschaften also eine ganz andere Qualität als heute. Diese Tatsache relativiert auch das Reden vom "Tod der Familie" durch die Zunahme der Scheidungen: In den Gesellschaften der Vergangenheit wurden die Ehegatten durch den Tod wahrscheinlich ebenso häufig geschieden wie heute durch ihren freien Entschluß.

2.

Das eheliche Zusammenleben begann um vieles später. Mittel-, West-, und Nordeuropa hatte in der Vergangenheit das höchste Heiratsalter auf der ganzen Welt. Man heiratete hier im Durchschnitt erst mit dem 25. bis 30. Lebensjahr. Zwei Konsequenzen hatte dieses hohe Heiratsalter ("European Marriage Pattern"): Zum einen "ersparten" sich die europäischen Gesellschaften ca. drei bis vier Geburten pro gebärfähiger Frau. Oder um es in der Sprache der Demographen auszudrücken: Das Reproduktionspotential der Frauen wurde nur zu 40 % ausgenützt. Strukturell betrachtet kann man das hohe Heiratsalter in der alteuropäischen Gesellschaft auch als eine Form der Geburtenkontrolle ansehen. Zum anderen führte dies dazu, daß in West-, Mittel- und Nordeuropa traditionell immer viel mehr uneheliche Kinder zur Welt kamen als zum Beispiel in Ost- oder Südosteuropa.

3.

In West-, Mittel- und Nordeuropa wurde einem nicht unbedenklichen Teil der Bevölkerung die eheliche Liebe für immer versagt. Der Anteil jener, die immer ledig blieben, war hier relativ hoch. Er konnte bis zu 20 % erreichen. Das bedeutet für unsere Gegenwartsgesellschaft: Noch nie hatten so viele Menschen wie heute die Möglichkeit, eine eigene Familie zu gründen. Auch dies relativiert die Klagen über die Zerfallserscheinungen der Familie ganz wesentlich.

4.

Die Altersunterschiede zwischen den Ehepartnern waren früher wesentlich größer. Durch die häufigen Wiederverheiratungen entstanden oft Altersunterschiede von 20 bis 30 Jahren. Manche Historiker bezweifeln deshalb überhaupt, daß es so etwas wie eine emotionale erotische Bindung zwischen den Ehegatten im heutigen Sinn gegeben hat.

Wie dem auch sei: Fest steht, daß Mann und Frau auch nach der Heirat viel stärker als heute ihrer männlichen bzw. weiblichen Welt verhaftet blieben und so keine Partnerschaften im modernen Sinn entstehen konnten.

5.

Die Sexualität folgte in der Vergangenheit dem Rhythmus der Jahreszeiten. Die meisten Konzeptionen fielen in die Monate April, Mai und Juni. Die wenigsten in die Sommermonate. Über die Ursachen dieses Phänomens wissen wir noch zu wenig Bescheid. Wesentlich war aber die Wirkung. Diese saisonale Rhythmisierung des Geschlechtslebens war nämlich günstig für das Überleben der Neugeborenen. Es kamen so nämlich überdurchschnittlich viele Kinder in den Wintermonaten zur Welt; in dieser Zeit waren die Mütter von Feldarbeit entlastet und auch die Nahrung der Kinder war gesünder als in den Sommermonaten, wo bedingt durch die mangelnden Konservierungstechniken die Kinder viel stärker den Gefahren durch verdorbene Lebensmittel ausgesetzt waren (Sommerdiarrhöen).

6.

Die Sexualität folgte aber auch dem Rhythmus der Kirche. In allen katholischen Regionen Europas finden wir das Phänomen, daß in der Fasten- und Adventszeit unterdurchschnittlich wenig Zeugungen und Eheschließungen stattfanden.



*Kind eines musikbegeisterten Arbeiters, ca. 1930.
(Foto: AK-Archiv "Erlebte Geschichte", 53/9)*

7.

Auch der Beginn einer Ehe folgte dem Rhythmus von Natur und Kirche. In allen ländlichen Regionen Alteuropas heirateten die meisten Menschen in den Wochen nach Einbringung der Ernte (Oktober, November), sowie vor Beginn der Fastenzeit (Januar, Februar).

8.

Es gab nicht nur saisonale Unterschiede in der Häufigkeit von Geburten, sondern auch regionale. In den österreichischen Alpenländern brachten die Frauen der Berggebiete traditionell mehr Kinder zur Welt als die Frauen in den Tälern. Auch heimindustriell geprägte Regionen halten ein höheres Fruchtbarkeitsniveau als reine Agrarregionen. Innerhalb einzelner ländlicher Gemeinden finden sich wiederum schichtspezifische Unterschiede: Großbauern schränkten die Kinderzahl schon wesentlich früher ein als Kleinbauern oder ländliche Tagelöhnerfamilien. Sie waren ja auch auf die Mitarbeit ihrer Kinder weit weniger angewiesen, da sie sich genug Dienstboten leisten konnten.



Familie eines Kleinbauern und Eisenbahners aus Westtirol, ca 1920.

9.

Auch der Tod hatte in der Vergangenheit ein anderes Gesicht. Schon die Zahl der jedes Jahr Sterbenden war eine andere. Diese lag bei 36-50 Begräbnissen pro Jahr pro 1000 Einwohner. Nehmen wir als Beispiel die Sterbeziffer 36, so bedeutet dies, daß in einem Dorf mit 1000 Einwohnern alle 10 Tage ein Mensch zu Grabe getragen wurde. Jeder erlebte also den Tod eines Nahestehenden viel öfter als heute. Die Mutter den Tod ihrer Kinder, die Kinder den Tod der Geschwister, die Väter den Tod ihrer Ehefrauen. Der Tod war eine alltägliche Erfahrung. Er konnte deshalb nicht verdrängt werden, ganz im Gegensatz zu heute, wo das Sterben sich hinter Krankenhausmauern vollzieht. In der Vergangenheit starb man im Haus, wurde dort auch aufgebahrt, und auch die Friedhöfe waren nicht an den Stadtrand abgedrängt, sondern lagen im Zentrum der Siedlungen, am Platz vor der Kirche, wo zumindest jeder Dorfbewohner einmal in der Woche, beim sonntäglichen Kirchgang, vorbeikam. Überhaupt glichen die Friedhöfe der Vergangenheit eher Marktplätzen als beschaulichen Orten.

10.

Es starben auch mehr Kinder als heute. In einem Dorf mit seinen 1000 Bewohnern befanden sich unter 36 Toten ca. 18 Säuglinge und Kleinkinder. In den Friedhöfen hielten sich Kindergräber und Erwachsenengräber ungefähr die Waage.

11.

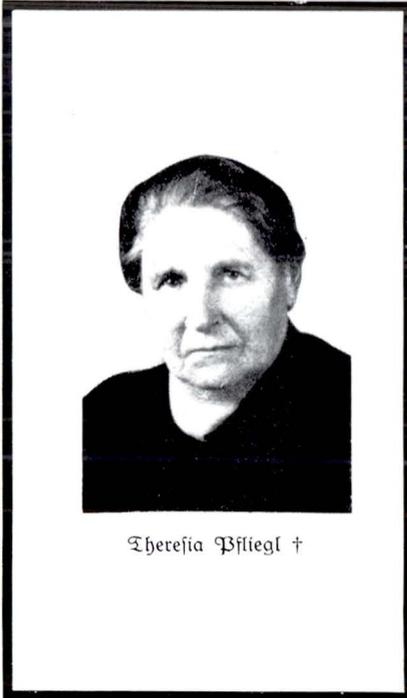
Die Kinder starben oft schnell, so daß keine Zeit mehr war, sie zu taufen. Für unsere Vorfahren war dies nun ein zentrales Problem, lebten sie doch viel stärker noch in der Vorstellung, daß das Leben aus zwei Teilen besteht, einem irdischen und einem jenseitigen, ewigen Leben. Diese Annahme einer Teilung des Lebens ist nun auch verstehbar; nur so konnten unsere Vorfahren die Welt nämlich als gerecht erleben, denn wie wären sonst jene dazugekommen, die nur 2 Tage oder 5 Jahre lebten, hätte es nicht in ihrer Vorstellung auch ein ewiges Leben gegeben.

Nun hatte aber nur ein christlich Getaufter Anspruch auf ein ewiges Leben. Die nicht getauften Kinder wurden deshalb außerhalb der Friedhofsmauer eingescharrt; ihnen wurde die geweihte Erde versagt. Viele Eltern griffen in dieser Situation zur Selbsthilfe, indem sie zu Tausenden das sog. "Kinderzeichnen" betrieben. Der Vater des Kindes ging mit dem toten Säugling in die Kirche - meist waren es bestimmte Wallfahrtskirchen - kniete vor dem Marienaltar nieder und wartete, bis der Schein der brennenden Kerze die Wangen des Kindes rot färbte. Dies wurde als Lebenszeichen gedeutet - das Kind gab also ein Zeichen - und nun konnte es schnell notgetauft werden.

Im Kloster Ursberg bei Augsburg wurden auf diese Weise allein zwischen 1680 und 1710 24.000 tote Kinder "gezeichnet".

12.

Die menschliche Existenz war unsicher. Der eine starb mit 2 Tagen, der andere mit 10 Jahren, wieder einer mit 50 Jahren und ein anderer mit 90 Jahren. Heute hat fast jeder seine durchschnittlich 70 Erdenjahre vor sich, und wir alle glauben ganz selbstverständlich, daß wir auf diese 70 Jahre einen Anspruch haben. Die menschliche Existenz ist also sicherer und länger geworden, dafür haben viele von uns die Ewigkeit verloren.



+

Christliche Erinnerung im Gebete
für die Seele unserer lieben Schwester, Frau

Theresia Pfliegl

B. B. Beamtenk. Wtw. in Mauthen
welche geboren am 5. Februar 1884, am
12. Dezember 1949 unerwartet schnell im
Herrn verschied.

Sie ruhe im Frieden!

Schlumm're sanft in Gottesfrieden,
Ruhe aus vom Erdenleid,
Satt geduldet viel Hienieden
Und gewirkt auf Ewigkeit.
Doch nun hast du ausgelitten
Und es ward dir ew'ger Lohn.
Wirft gewiß auch für uns bitten
Dort vor Gottes Gnadenhron.

Mein Jesus, Barmherzigkeit!
(100 Tage Ablass.)

Süßes Herz Maria, sei meine Rettung!
(300 Tage Ablass.)

Heiliges Herz Jesu, ich vertraue auf dich!
(300 Tage Ablass.)

Sassoferato

MATER DOLOROSA

„O Maria, Mutter Gottes und Mutter
der Barmherzigkeit, bitte für uns und
für die Dahingeschiedenen.“

100 Tage Ablass, einmal täglich. Leo XIII., 1883.
Cum appr. eccl.

13.

Das Sterben ging früher rascher. Bei den Infektionserkrankungen erfolgte es meist 2-3 Tage nach der Erkrankung. Infektionserkrankungen spielen heute nur mehr eine untergeordnete Rolle. An deren Stelle sind die chronischen Leiden getreten. Die Menschen haben heute einen langsamen Tod vor sich. Vielleicht haben wir auch deshalb mehr Angst vor dem Sterben.

14.

Auch das Sterben folgte früher dem Rhythmus der Jahreszeiten. Alte Menschen starben überdurchschnittlich oft im Winter (Todesursache: Erkältungskrankheiten), Säuglinge und Kinder hingegen am häufigsten im Sommer (Todesursache: Sommerdiarrhöen).

15.

Nicht nur die Natur beeinflusste den Zeitpunkt des Sterbens, auch die soziale Ungleichheit drückte dem Sterben seinen Stempel auf. Arme starben früher und sie hatten auch ein bescheideneres Begräbnis ("Armenbegräbnis") zu erwarten als Besitzende.

Literaturhinweise:

Die sozialgeschichtliche Literatur, etwa zu Themen der historischen Familienforschung, ist in den letzten Jahren sehr umfangreich geworden. Im folgenden bringen wir eine kurze Auswahl von Titeln, die unseres Erachtens durch gute Verständlichkeit wie auch durch umfassende Übersichtlichkeit gekennzeichnet sind.

Ehmer, Josef und Mitterauer, Michael (Hsg.): Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. Wien-Köln-Graz (Böhlau-Verlag) 1986.

Imhof, Arthur: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. München (Verlag C.H.Beck) 1981.

Konrad, Helmut (Hsg.): Der alte Mensch in der Geschichte. Wien (Verlag für Gesellschaftskritik) 1982.

Mitterauer, Michael: Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt/M (edition suhrkamp, NF Bd. 278) 1986.

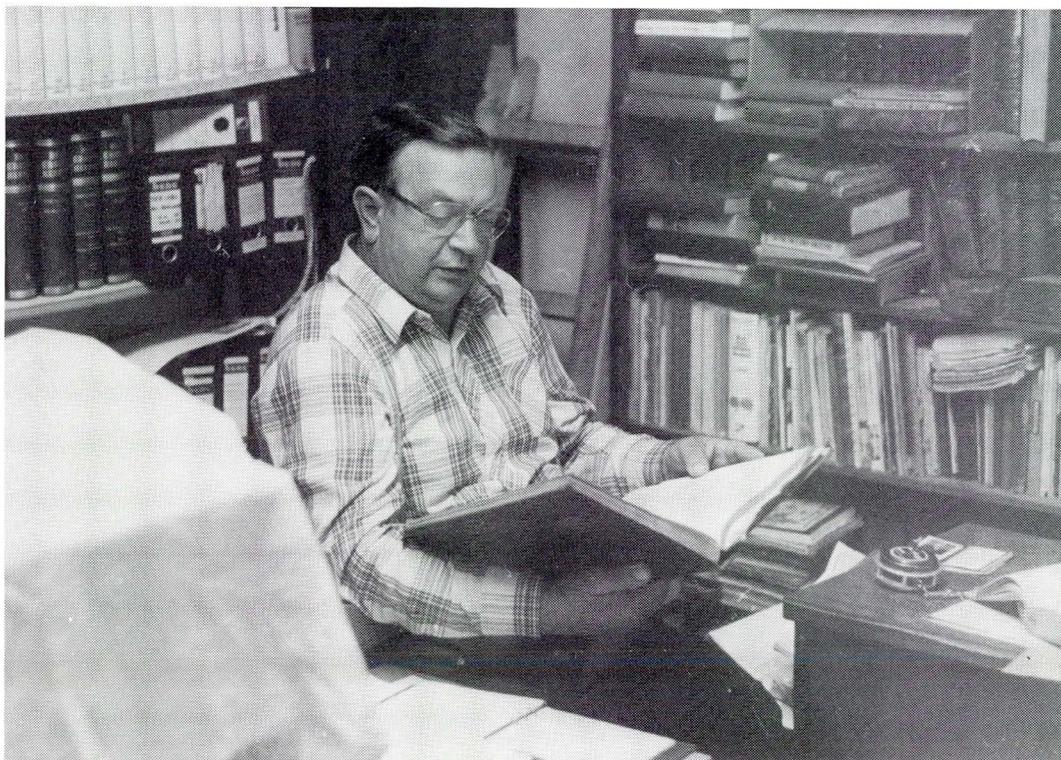
Mitterauer, Michael und Sieder, Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. München (Verlag C.H. Beck) 1977.

Mitterauer, Michael und Sieder, Reinhard (Hsg.): Historische Familienforschung. Frankfurt/M (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 387) 1982.

Ortmayr, Norbert: Ländliches Gesinde in Oberösterreich 1918-1938. In: Ehmer, Mitterauer: Familienstruktur a.a. O.S. 325-416.

Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 374) 1982.

Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt/M (edition suhrkamp, NF Bd. 276) 1987.



Anton Haider und Karl May

Ein Tiroler Chronist als bedeutender Karl-May-Forscher

Er kauft sich als 10jähriger Bauernbub antiquarisch ein Buch um 5 Schilling. Die hatte er sich beim "Neujahrabgewinnen" verdient, bei jener aufregenden Bubentätigkeit, die Punkt 12 Uhr mittag beendet sein mußte und bei der man, wenn man zu zweit ging, nicht selten zu hören bekam: "Do hobts oan Groschen, tietsn enk toaln." Oder mit Schaftriebren in das 10 km entfernte Kematen konnte man sich auch ab und zu 5 Groschen verdienen.

Die Rede ist von Karl Mays Roman "Der Schut" und von Anton Haiders erstem Bucherwerb im Jahre 1936. Die von seinem Bruder aus der Leihbibliothek mitgebrachten Karl May-Bände hatten das Interesse und eine - im ländlichen Ambiente jener Zeit - außergewöhnliche Lese- und Sammelleidenschaft geweckt: Mit 13 hatte er es bereits auf 28 Stück gebracht.

In der NS-Zeit galt die Devise, "ein deutscher Junge liest nicht Karl May"; zwar nicht ausdrücklich verboten, war sein Werk teilweise nun "vergriffen." Und doch fiel in diese Zeit Anton Haiders zweite wichtige "Begegnung" mit Karl May, als er 1943 in einer Buchhandlung eine Biographie des Vaters von Winnetou und Old Shatterhand aufstöberte. Damit war der Grundstein gelegt zu einem intensiven Interesse nicht für das Werk, sondern auch für die Persönlichkeit Karl Mays, eine Beschäftigung, die

ihn nicht mehr losließ. In den folgenden Jahrzehnten entstand eine einzigartige Sammlung von (derzeit) rund 1500 Titeln. Seiner Zeit voraus, konnte Haider das meiste noch relativ günstig erwerben. Heute werden für einen Zeitschriftenband mit Karl May-Erzählungen bis zu 10.000 S hingeblättert. Die Bibliothek umfaßt aber nicht nur Karl May-Ausgaben, sondern auch die Sekundärliteratur über den Schriftsteller und Werke, die Karl May als Grundlage für seine Romane verwendet hat.

Insgesamt 70 Prozent der Erstdrucke befinden sich im Besitz Haiders, darunter solche Zimelien wie die komplette Reihe der Familienzeitschrift "Deutscher Hausschatz", in der die ersten "bedeutenderen" Reiseerzählungen veröffentlicht wurden. Natürlich fehlen nicht die Klassiker wie die sechs Bände des "Durch die Wüste"-Zyklus oder die Winnetou-Trilogie. Haider, der Gründungsmitglied der "Karl May Gesellschaft" (Sitz in Hamburg) ist, begnügt sich aber nicht mit Sammeln, sondern betreibt seit Jahrzehnten auch eine intensive Forschungsarbeit. Er genießt als Karl May-Forscher internationales Ansehen, wirkt regelmäßig auf einschlägigen Symposien mit und steuerte bereits zahlreiche Untersuchungen in Fachpublikationen und -zeitschriften über Leben und Werk bei. Einen wesentlichen Forschungsbeitrag liefert Haider mit

Fig 1 8 Bd.

Deutscher Wanderer

Heft 11. 1 Jahrg.

Freierstunden am häuslichen Herde.



n, Jagdweg 14.
Dortmund, Döppelstraße 6.

4. Jahrgang. **Speemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.** № 10.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Gros. 70 Eis. — in Oesterreich nach Kurs erhl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Götzenjägers“, „Sohn der Klano Mahala“, „Mong-Uhren, das Ehrenwort“.
(Fortsetzung.)

„Dir wäre besser, er hätte dich verschlungen.“ antwortete ihm der Ungar, „denn morgen überantworten wir dich dem Müdte, der dir fünfhundert geben lassen wird. Dann wirst du einsehen, daß die Zähne des Löwen gnädiger sind als die Reißzähne der Gerechtigkeit.“

Solang Du im Wachsen und Werden bist, Such' einen Ausgang, der über Dir ist; Doch bist Du fertig, will's nichts erreichen, So fühle Dich wohl mit Deinesgleichen.
Victor Gänshgen.

Karl May.

und Dramatisierung wird vorbehalten
ichlich verfolgt.

lachte der Jäger. „Nimm mir's nicht mit einem Türken zu verem Quibow'schen nicht angetraut! Es!"
„, daß nur Dein Gaul einen so a Hayen kann, als wie Ihr Beide er denn zu den Glegimaulkatesch

United States Senate

WASHINGTON, D. C.

February 27, 1958

Miss Heidi Schenk
Roseneggweg 6
Lucerne 2, Switzerland

Mr. Ludwig Patsch
Taborstrasse 11 B
Vienna II/27 Austria

Rev. Josef Hock
Itter
Tyrole, Austria

✓ Mr. Anton Haider
Pettnau 42
Tyrols, Austria

Dear Friends:

I was very glad that Reverend Father Peter John Powell transmitted to me your letter expressing your deep concern and that of the other signers of your letter over the current problems of the American Indians.

I was also pleased to bring your letter to the attention of the Members of the United States Senate, as you will see from the enclosed page taken from our Congressional Record.

Senator Neuberger and others of his Committee are doing their best to persuade the Congress to deal wisely and fairly with these citizens of our great country. We hope that in the future we may make a better record than we have in the past.

With all kindest regards,

Faithfully yours,

Paul H. Douglas

Oben: diverse Karl May
Originalveröffentlichungen

Links: Brief des US-Senates an
Anton Haider

ANTON HAIDER

Dom „Deutschen Hauschat“ zur Buchausgabe

— Vergleichslesungen —



1984 Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft Nr. 50

seinen Vergleichslesungen. Ab 1891 konnte nämlich Karl May seine vorher in Zeitschriften als Fortsetzungsgeschichten veröffentlichten Romane in Buchform herausbringen - und wurde damit zum erfolgreichsten Schriftsteller seiner Zeit.

Dessen Produktivität ist bekannt. Eine textkritische Ausgabe, deren ersten Bände bereits erschienen sind, ist auf knapp 100 (!) Bände mit je rund 600 Seiten angesetzt. Eine rechnerische Zahlenspielerei ergibt eine Jahresproduktion von 1500 Buchseiten, dem entsprechen gute 4 Buchseiten pro Tag.

Man sagt, Karl May habe mehrere Tage lang ohne eine einzige Stunde Schlaf durchgeschrieben, von Unmengen Zigarren und Kaffee wachgehalten. Solche Aussagen geistern in May-Biographien dauernd herum, so etwa auch, er habe das rund 600 Seiten umfassende Buch "Weihnacht" in drei Tagen und drei Nächten geschrieben. Haider konnte aufgrund genauer Analysen von Mays Briefwechsel nachweisen, daß er ein halbes Jahr daran gearbeitet hat - immerhin auch noch eine phänomenale Leistung. Wie überhaupt Haider viel zur Wahrheitsfindung über das Werk und den vielfach geheimnisumwitterten Mensch Karl May beitragen konnte.

Heuer sind es 145 Jahre her, daß der Erfinder Winnetous und Hadschi Halef Omars in Ernstthal/Sachsen geboren wurde und vor genau 75 Jahren starb er als ein gebrochener Mann am 30. März 1912 in seiner Villa Shatterhand bei Dresden. Seine eigene

Vergangenheit hatte ihn wieder eingeholt. Eine infame Pressekampagne zerrte seine längst vergessen scheinenden Vergehen an die Öffentlichkeit: 1870 war er wegen Diebstahl, Betrug und Fälschung zu vier Jahren Arbeitshaus verurteilt worden.

Nach seiner Haft hatte er jene Abenteuergeschichten zu schreiben begonnen, von denen man längst weiß, daß er keine - obwohl in Ichform geschrieben - selbst erlebt hat. Bis heute wurden von seinen rund 70 Reise- und Abenteuerromanen über 70 Millionen Exemplare verkauft.

Eine der wenigen, die alle Akteure in Mays rund 50.000 Seiten genau kennen, ist Anton Haider. Er weiß die Vorbilder, die der Autor verwendete und die Variationen, die mit unerschöpflicher Phantasie erfunden wurden. Natürlich ist ihm - wie könnte es auch anders sein! - die Indianerkultur ans Herz gewachsen. Als der amerikanische Senat 1957 die Auflösung der Indianerreservate und die Eingliederung der Indianer beschloß, war Haider Mitunterzeichner eines weltweiten Protestes namhafter Persönlichkeiten gegen diese auf endgültige Eliminierung eines Volkes ausgerichtete Maßnahme - mit Erfolg!

Anton Haider ist seit 22 Jahren Bürgermeister der Gemeinde Pettnau und seit vielen Jahren Chronist. Er arbeitet derzeit als Mitautor an der Erstellung eines Pettnauer Heimatbuches. Trotz seiner vielen Verpflichtungen findet er noch die Zeit, wenigstens einmal im Tag in seine Bibliothek zu schauen. Haider gehört zu jenen, die offensichtlich das Geheimnis entdeckt haben, wie man aus einem Tag mehr als 24 Stunden macht. Vielleicht hat er es bei Karl May entdeckt. Allerdings: das mit den Zigarren kanns nicht sein: er raucht keine und trinkt keinen Kaffee.

Anton Haider, Pettnau
Bausteine aus Gerstäcker
Anton Haider, Innsbruck

Karl May und Joseph Chavanne
Anton Haider

KARL FRIEDRICH MAY
Grundriß einer Biographie nach den literarischen „Spiegelungen“
Anton Haider, Innsbruck
„Die weiße Kamelstute“
nicht von Karl May!

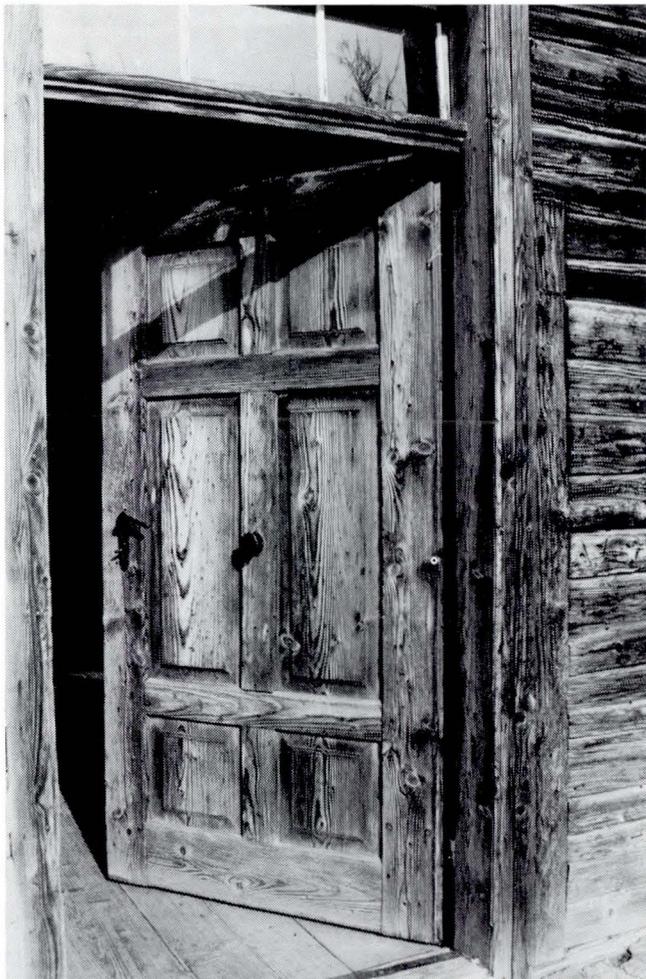
Anton Haider, Pettnau
Familie Schrott auf der Mendel
Anton Haider, Pettnau

Alte Haustüren

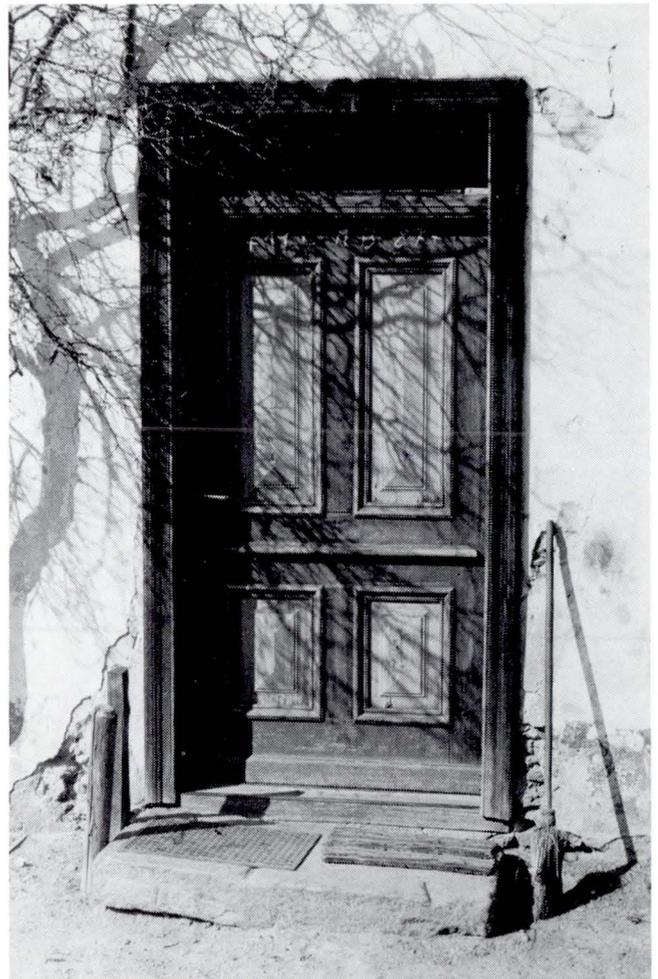
Eine Fotoserie von Karl Hofer

Die Haustüre nimmt in den Rechtsüberlieferungen, in Brauchtum und Aberglaube eine besondere Stellung ein. Bei Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod. Sie war ein Ort zauberischer Handlungen und eine Stätte von Schutz- und Abwehrmaßnahmen. Der wunderschöne christliche Brauch, zum Fest der Hl. Drei Könige mit Kreide deren Anfangsbuchstaben mit der neuen Jahreszahl über dem Eingang anzubringen und so das ganze Haus unter ihren

Schutz zu stellen, hat sich erfreulicherweise vielfach bis zum heutigen Tag erhalten. Der Haustüre widmete man seit jeher viel Aufmerksamkeit und Gestaltungskraft. Gerade dort, wo es die finanziellen Mittel nicht erlauben, prunkvolle Portale zu schaffen, kommt dieser feine Sinn für Proportionen und schlichte Schönheit deutlich zum Ausdruck. Die folgenden Bildbeispiele regen vielleicht manchen fotografierfreudigen Chronisten an, auch in seiner

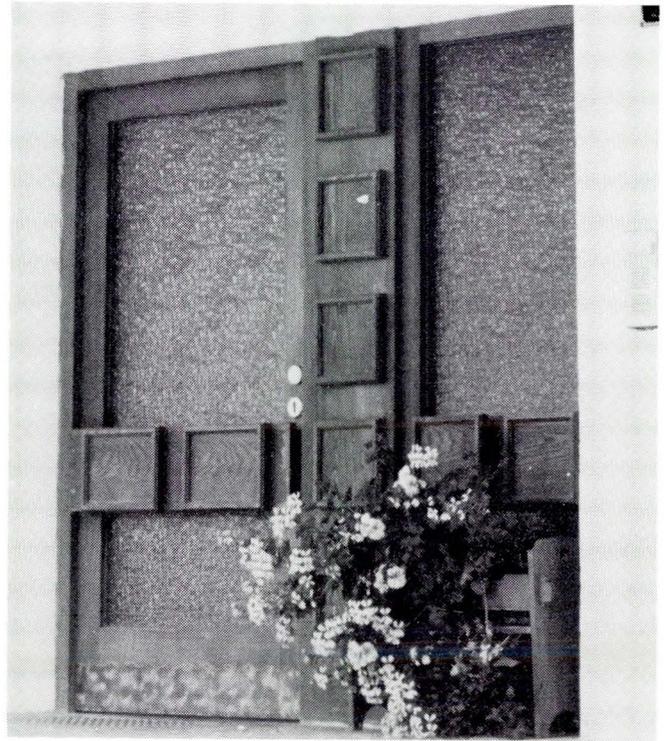


Haustür des Bauernhauses "Tanl's", Haimingerberg. (wurde im Herbst 1987 durch eine neue mit Glas in Türmitte ersetzt und Oberlichte weggelassen)



Haustür des Bauernhauses von Rippl Seppl, "Zementeler". Es ist das Historische "Ballhaus" in Haiming, in dem insbesondere Salz von der Saline Hall zum Weitertransport ins Ötztal zwischengelagert wurde. Durch die sehr große Oberlichte ist der Hausgang überraschend hell

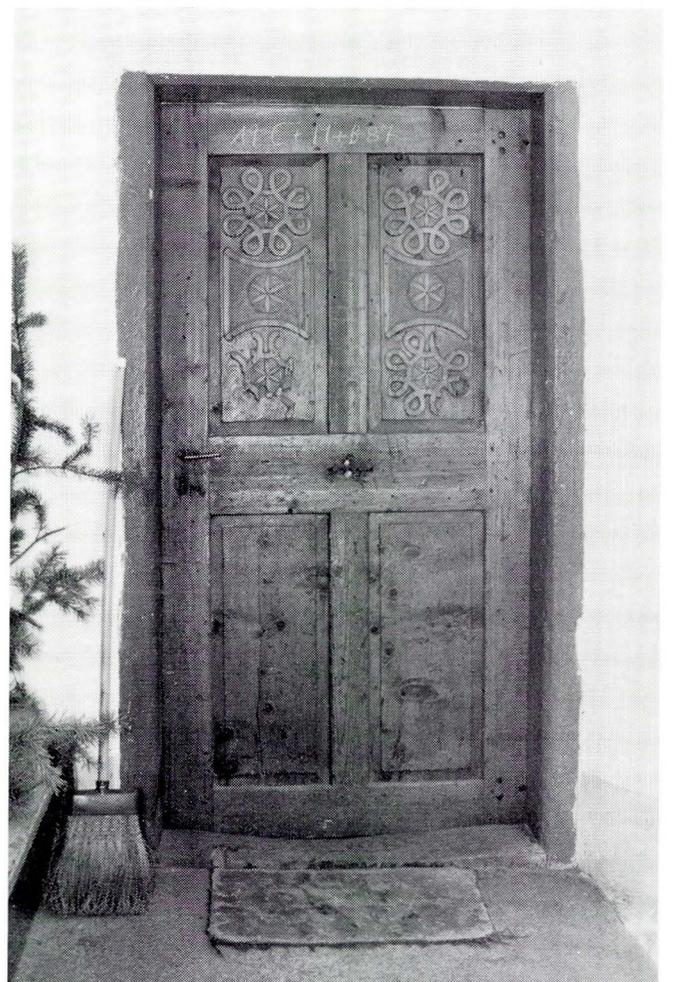
*Haustür eines Bauernhauses am Haimingerberg
(nach Renovierung)*



Gemeinde eine diesem Thema gewidmete Fotoserie anzulegen. Die alten Türen werden weniger, aber auch die neuen dürfen in einer solchen Dokumentation nicht fehlen. In der Auswahl des Materials und ihrer Formgebung nicht immer glücklich, sind sie doch Beweis, daß die Tiroler ihre jahrhundertealte gestalterische Liebe zur Haustüre nicht verloren haben. (W. K.)



Haustür des Bauernhauses des Josef Raffl, Haiming



Haustür des Bauernhauses "Hanseles" in Mittelberg

Die Erstersteigung der Zugspitze

Versuch einer Richtigstellung

Ferdinand Fuchs



Josef Naus nach einer Zeichnung von H. v. Aggenstein, 1824 (Aus Toni Hiebeler, Zugspitze. Von der Erstbesteigung bis heute, München 1979)

Berggipfel zu besteigen galt in alten Tagen als vermessend, und sie wurden weitgehend gemieden, obwohl der Mensch von jeher im Banne der Berge gestanden ist. Die Bergspitzen galten weitgehend als Tummelplatz menschenfeindlicher Dämonen, deren wildes Wüten er ohnehin oft genug in Bergstürzen, Lawinen und Muren zu verspüren bekam. Nur Jäger und Hirten stiegen bisweilen auf einen höheren Gipfel, um nach Wild oder einem verlaufenen Schaf Ausschau zu halten.

Erst die Zeit der Aufklärung (18. Jh.) änderte diese Anschauung. In den Westalpen wurden die ersten bedeutenden Gipfel bezwungen; meist durch Engländer oder mit deren Unterstützung. Zu Beginn des 19. Jhs. folgten die Ostalpengipfel: 1800 Großglockner, 1804 Ortler, 1857 Ötztaler Wildspitze. Die Geburtsstunde des Alpinismus war angebrochen.

Deutschlands höchster Berg, die 2963 m hohe Zugspitze, galt lange als unbesteigbar. Manche mutige und verwegene Burschen maßen immer wieder ihre Kräfte an den schroffen, fast senkrechten Wänden dieses Kalksteingiganten, um für sich den Ruhm der Erstersteigung zu erringen. Aber keinem der kühnen Kletterer gelang es bis zum 27. August 1820.

Den Ruhm, den Zugspitzwestgipfel erstmals betreten zu haben, gebührt dem Tirol-Außerfener Josef Naus aus Lechaschau bei Reutte, Leutnant in der bayrischen Armee. Mit ihm standen am 27. August 1820 um 11,45 Uhr für knapp fünf Minuten sein Diener und der Führer Johann Georg Deuschl aus Partenkirchen auf Deutschlands höchster Erhebung. Die drei waghalsigen Kletterer konnten das Gipfelglück nur kurze Zeit auskosten. Ein heftiges Gewitter mit Schneegestöber zwang sie zum sofortigen Abstieg, der unter größten Gefahren verlief. Naus schrieb in sein Tagebuch, das seit der Bombardierung der Stadt München im Zweiten Weltkrieg verschollen ist: "Mangel an Zeit und Material verhinderte uns, eine Pyramide zu errichten. Nur eine kurzer Bergstock mit einem daran befestigten roten Sacktuch diente uns zum Beweis, daß wir dagewesen". Die zwei Offiziere, ein Hauptmann und ein Oberleutnant, die ebenfalls zur Erstersteigergruppe gehörten, erblickten nach längerer Aufstiegsklettere die noch vor ihnen stehenden Hindernisse als unbezwingbar und stiegen vor Erreichung ihres Zieles wieder zum Ausgangspunkt der Angerhütte ab.

Die Nachricht von der Erstbezwingung des Zugspitzwestgipfels wurde lange angezweifelt, bis sie allgemein zur Kenntnis genommen wurde und in die Bergliteratur als bedeutendes Ereignis in der Geschichte des Alpinismus eingegangen ist. "Neben der körperlichen Leistung, die von den drei Männern vollbracht wurde, muß man wissen, daß die bergsteigerische Technik noch völlig unentwickelt war und man über Berggefahren so gut wie nichts wußte, von richtiger Ausrüstung gar nicht zu reden" (Toni Hiebeler).

Die "Naus", auch mit ß geschrieben, waren ein großes Außerfener Geschlecht, das schon im 17. Jh. hier nachweisbar ist. Heute ist es fast ausgestorben, im Telefonbuch 1987 scheinen für das ganze Außerfern nur noch zwei Naus auf. Die meisten Nausfamilien lebten in der einstigen Großpfarre Aschau/Wängle. Allein in der kleinen Gemeinde Wängle gab es im 18. Jh. 12 Nausfamilien. Die Sippe der Naus dürfte ihre Wurzel wahrscheinlich in Belgien

Abschrift des Geburtenbuches 1784-1855 im "Hausbuch der Gemeinde Wängle" von Pfarrer Nikolaus Schiffer.

Jahr	Tag	Monat	Stunde	Ort	Vater	Mutter	Kind
1790	29	August		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Johann Baptist Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	3	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus
1790	7	September		Aschau	Josef Andreas Naus	Elisabeth Langin	Josef Andreas Naus

bzw. in den Niederlanden haben, wo heute noch mehrere Nausfamilien leben. Ein belgischer Familienforscher weist den Namen Naus in Belgien bereits für die Jahre 1549 und 1594 nach und vermutet, daß die Außerferner - Naus von dort abstammen. Vorerst finden sich die ersten Außerferner - Naus im Jahre 1679, wo zwei Naus Frauen aus der Pfarre Wängle heirateten. Interessanterweise fehlt in der "Tiroler Namenkunde" von Prof. Dr. K. Finsterwalder der Familienname Naus.

Der Sippe Naus (ß) verdankt Außerfern/Tirol manchen bedeutenden Mann. Der berühmteste davon dürfte wohl Josef Naus sein, der nicht nur als Erster auf dem Zugspitzgipfel stand, sondern dem auch eine glänzende Offizierslaufbahn in der bayrischen Armee beschieden war. Er stieg immerhin vom Leutnant bis zum Generalmajor und Generalquartiermeister empor. Sein Name ist wohl in die Geschichte des Alpinismus und des bayrischen Militärs, aber (noch) nicht in die der Außerferner bzw. Tiroler Heimat eingegangen.

Bedauerlicherweise schleppt sich um den Geburtsort von Josef Naus bis heute ein Irrtum fort, der unausrottbar zu sein scheint. Ähnlich erging es schon seinem Vornamen, der mit C (K) arl weitergegeben wurde. Dieser Fehler ist heute beseitigt, dank der gründlichen Kleinarbeit des Bergchronisten Dr. Franz Graßler. Der Irrtum um den Geburtsort besteht aber leider weiterhin. In den von mir erreichbaren Publikationen über Josef Naus scheint mit einer einzigen Ausnahme (Granischstaedten, 1956) immer die Marktgemeinde Reutte als Geburtsort für den Erstbesteiger der Zugspitze auf, was leider nicht der Tatsache entspricht. Der Geburtsort für Josef Naus ist Lech, heute Gemeinde Lechaschau, in der Pfarre Aschau/Wängle. Im Tauf-, Trauungs- und Sterbebuch 1784-1855 der Pfarre Aschau/Wängle lautet die diesbezügliche Eintragung: "Josef Anton

Johann Baptista Naus, geboren in Aschau, Hausnummer 60, am 29. August 1793, kath. Religion, männlich, ledig, Sohn des D. (= Dominus = Herr) Josef Andreas Naus, Judex (= Richter) und der D. Franziska Langin, Patin: Elisabeth Langin.

Die Eintragung bedarf allerdings einer näheren Erklärung. Der Matrikenführer nennt als Geburtsort "Aschau", aber einen Ort dieses Namens gab und gibt es in ganz Außerfern nicht. Es liegt hier, wie so oft in jenen Jahrzehnten, eine Verwechslung bzw. Gleichgültigkeit vor von Ort (Gemeinde) und Verwaltungseinheit. Der Ort hieß Lech und war ein Bestandteil der großen Verwaltungseinheit Aschau, die mehrere Orte umfaßte. Dieser Verwaltungsbezirk reichte von Oberletzen (heute Gemeinde Pflach) bis Vorderhornbach und war zugleich Gerichts-, Pfarr- und Verwaltungssprengel und war bis 1610 als Aschau im Besitz des Klosters Füssen, Bayern.

Der Geburtsort von Josef Naus ist zweifelsohne das heutige Lechaschau, das 1888 von Lech auf den jetzigen Namen umbenannt wurde. keinesfalls kommt Reutte als Geburtsort in Frage, wie es bis jetzt fälschlicherweise in den vielen Publikationen und zuletzt in der zum 60-Jahr-Jubiläum erschienenen Festschrift zu lesen ist. Auch scheint in den für Reutte zuständigen Matriken im Dekanat-Pfarramt Breitenwang kein gleiches Geburtsdatum für einen Josef Naus auf.

Der Vollständigkeit halber sei der Lebenslauf des Erstbesteigers der Zugspitze weiter verfolgt. Er studierte Vermessungstechnik und trat am 4. April 1813 im Alter von 20 Jahren in das bayrische Heer ein. Tirol gehörte damals bekanntlich zum Königreich Bayern. Nach der Wiedervereinigung Tirols mit Österreich blieb Naus in der bayrischen Armee.

Josef 21. Aug.	41	in. Anna Karl	1	-	-	1	1
Josef 21. Aug.	35	in. Anna Karl	1	-	-	1	1
Josef 29. Aug.	60	in. Anton Josef	1	-	1	-	1
Josef 21. Aug.	9	in. Anna Karl	1	-	-	1	1
Josef 21. Aug.	13	in. Anna Karl	1	-	-	1	1
Josef 4. Aug.	72	in. Anna Karl	1	-	-	1	1

Vergrößerung aus dem Taufbuch

Sein Vorstudium verkürzte ihm den Weg vom Kanonier zum bayrischen Offizier: 1.8.1813 Corporal, 10.8.1813 Junker und 4.9.1813 bereits Unterleutnant. Als solcher zog er 1814/15 in den Krieg gegen Napoleon. Nach dem Feldzug arbeitete er im "kgl. topographischen Bureau"; u.a. war er bei der Aufnahme des Blattes "Werdenfels" des topographischen Atlases von Bayern mitbeschäftigt, in dessen Verlauf es 1820 zur Erstbesteigung des Zugspitzenpfeils gekommen ist. Seine weitere militärische Laufbahn in Stichworten: 1824 Oberleutnant, 1833 Hauptmann II. Kl., 1841 Major, 1845 Oberstleutnant und 1848 Oberst. 1849 wurde er in den Generalquartiermeisterstab versetzt, 1851 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor und seine Ernennung zum Kommandanten der Bundesfestung Ulm. Am 22. Juni 1857 trat Naus in den Ruhestand, den er in München verbrachte. Doch im Deutschen Bruderkrieg 1866 holte ihn der bayrische König, der ihm stets gewogen war, in die bayrische Armee zurück und übertrug ihm für die Dauer der Mobilmachung die Leitung des Generalquartiermeisters und des Vermessungsamtes. Am 6. September 1871 starb er in München.

Die Stadt München hält die Erinnerung an den großen "Auslands-Bayern" durch die "Josef-Naus-Straße" im Waldfriedhofsviertel wach. Vielleicht trägt dieser kurze heimatkundliche Beitrag mit bei, daß auch die Geburtsgemeinde Lechaschau ein Zeichen des Andenkens an ihren bedeutenden Sohn setzt und die bedeutende Leistung eines gebürtigen Lechaschauer der heutigen und nächsten Generation weitergibt. Es wäre dies sicherlich angebracht und kein unbilliges Verlangen.

An die Heimatforscher und Presseorgane sei die Bitte gerichtet, in Zukunft dem Erstbezwinger des Zugspitzwestpfeils Josef Naus den richtigen Geburtsort zuzubilligen.

Benützte Quellen und Literatur:

- Matrikenbücher der Pfarre Wängle (Geistl. Rat Löcker August)
- Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang (Direktor Lipp R.)
- Granichstaedten, Die Außerferner Familie Naus, Außerferner Nachrichten 1956
- Toni Hiebeler, Zugspitze - Von der Erstbesteigung bis heute, Lizenzausgabe 1985
- Bosl's Bayrische Biographie, 1983
- August Sieghardt, Die Erstbesteigung der Zugspitze im Jahr 1820
- Mehrere Bergsteiger-Zeitschriften.

Forschendes Lernen zur Heimatkunde

Erfahrungen aus vier Jahren Projektunterricht

Rudolf Mattle



Projektgruppe Heimatkunde Wenns 1986 in Winkl bei Weber Josef

Seit dem Schuljahr 1983/84 wird an den Schulen Fließ, Griesß und Wenns der Schulversuch "Tiroler Landhauptschule" erprobt. Wichtiges Wesensmerkmal dieses insgesamt sehr komplexen Schulversuchs ist die Stundenreduktion auf insgesamt 29 Wochenpflichtstunden für alle Klassen der Hauptschule und damit die Möglichkeit der Einschränkung des Unterrichtes auf den Vormittag. Das Stundendefizit wird unter anderem durch freiwillige Nachmittagsangebote in Form von Kursen und Projekten, durchgeführt in den Herkunftsgemeinden der Schüler, ausgeglichen. Arbeit in Projektform war damals, heute bereits in aller Munde und im Lehrplan vorgesehen, im schulischen Bereich ziemliches Neuland. Nachstehender Bericht in erzählender Form soll aufzeigen, wie sich diese Projekte entwickelten, vor allem deshalb entwickeln konnten, weil Schülerinteressen und Schüleranregungen aufgegriffen und ernstgenommen wurden. Gleichzeitig soll deutlich werden, daß Projekte nicht übertragbar sind, sondern abhängig von regionalen Gegebenheiten, Herkunftsort und Interessen der Schüler und auch der Lehrerpersönlichkeit.

Das Projekt "Heimatkunde Piller" wurde an der Hauptschule Wenns erstmals zu Beginn des Schuljahres 1983/84 als freiwilliges Nachmittagsangebot ausgeschrieben. Meine Erwartung, bei insgesamt 22 Schülern aus dieser Fraktion die für die Durchführung notwendige Schülerzahl zu erhalten, war gering. Umso größer war die Überraschung, daß sich 10 Schüler zu diesem Projekt meldeten. Nun stand ich vor der Frage, ob in einer Fraktion mit 200 Einwohnern vom Geschichtestoff her sich genügend Material anbietet, um in geplanten 8 Doppelstunden diesen in Projektform an die Schüler heranzubringen. Ein Vorteil war sicher, daß ich als Ortschronist von Wenns bereits bisher alles, was mit der Geschichte des Tales zu tun hat, gesammelt hatte.

Als Einstieg in die gemeinsame Arbeit hatte ich daran gedacht, von einem Standort in Piller eine Ortsansicht von 1920 mit dem Jetztzustand zu vergleichen. Anschließend war ein Einstiegsinterview mit einem 84-jährigen Bauern in dessen Stube geplant. Doch zeigte sich bereits in der Anfangsphase, daß das Projekt nicht bis ins Detail planbar ist:

Nach dem Zusammentreffen mit den Schülern und dem gemeinsamen Ortsvergleich früher/heute gesellte sich ein älterer Bauer zu uns, der mit Arbeiten im benachbarten Hof beschäftigt war. Er schaute sich die alte Photographie an und begann sogleich zu erzählen. Durch sein Erzähltalent konnte er die Schüler fesseln. Das für das Einstiegsinterview mitgebrachte Tonbandgerät fand nun bereits früher als geplant Verwendung. Ein weiterer pensionierter Bauer gesellte sich bei seinem Spaziergang zur Gruppe, und nach kurzem Zuhören entwickelte sich zwischen beiden ein lebhafter Disput, aufgelockert durch gezielte Fragen unsererseits.

Nach diesem Einstieg, der länger als erwartet verlief, begaben wir uns in die Bauernstube. Der 84-jährige Großvater begann zu erzählen von Maßen, Ernteträgen, Arbeitsweisen und Sagen, etwa die Sage von den Piller Räufern, die im Nachbarhaus gehaust haben sollen. Einiges altes Hausgerät, wie Holzsieb, Pfannenknecht, Schneereifen und anderes, wurde herbeigeschafft und deren frühere Verwendung ausführlich erklärt. Die Erklärungen und Erzählungen wurden mit dem Tonband aufgenommen, die Gebrauchsgegenstände photographiert. Bei der abschließenden Besprechung über den weiteren Verlauf des Projekts machten die Gastgeber den Vorschlag, sie würden uns ein nächstes Mal die Arbeit mit der Wiegensäge und mit dem Ochsenfuhwerk vorzeigen. Dieses Angebot konnten wir, obwohl nicht geplant, nicht abschlagen.

Für diese weitere Stundeneinheit war dann auch alles bestens vorbereitet, ein weiterer Bauer wurde beigezogen. Bereits am Vormittag suchten sie ein besonders dickes und knorriges Exemplar von einem Baum zur Demonstration aus. Auch wurde ein Stück bereits abgeschnitten, damit das vorhandene Sägemehl die Situation echter gestaltete. Während der Arbeit wurde von den Arbeitenden Detailwissen über Holzbringung, Holzarbeit, Sägearten und Werkzeug an die Schüler weitergegeben und von diesen aufgezeichnet. Anschließend begaben wir uns in den Stall: Ein Baujoch vom Jahre 1810 wurde uns erklärt, der Unterschied zwischen Bau- und Wegjoch aufgezeigt und der Umgang mit der "Goaßla" gezeigt. Die Schüler versuchten sich im Schnöllen mit der "Goaßla" und stellten fest, daß auch dazu Übung notwendig ist. Hierauf wurden zwei Jungkühe eingespannt (Joch, Tschungla) und uns gezeigt, wie man früher Mist führte. Um es uns auch entsprechend demonstrieren zu können, war von den Schülereltern bereits am Vormittag trainiert worden.

In der Stube wurde das Gesehene dann nachbereitet und ergänzt. Ich konnte mit einer Urkunde von 1532 aufwarten, und der Grenzverlauf des Ortes wurde von Eltern und Schülern lebhaft nachvollzogen und bestätigt. Das Angebot eines anwesenden Bauern, er würde uns nächstesmal das

"Zochna" (Dreschen) zeigen und, wenn wir wollten, noch etwas Korn zurückbehalten, mußten wir annehmen.

Unsere nächste Doppelstunde verbrachten wir in der Tenne des besagten Bauern, der uns das "Zochna" in allen Arbeitsschritten und Details mit alten "Zochna" vorführte und die weiteren Arbeitsschritte erklärte. Die Schüler durften mitmachen, probieren und helfen; vom 2/4- bis zum 4/4-Takt wurde alles ausprobiert. Natürlich hielten wir auch diesen Arbeitsablauf schriftlich und fotografisch fest. Anschließend setzten wir uns auf einer Hausbank in die warme Märzsonne, wir kamen auf Flurnamen zu sprechen, und ich konnte mit Hilfe mitgebrachter Unterlagen diese erklären.

Weitere Angebote von älteren Leuten des Weilers, uns von ihrem früheren Leben und Arbeiten zu erzählen, mußten wir vorerst leider abschlagen, da es für mich ein Anliegen war, auch der für Projekte vorgesehenen Dokumentationsphase gerecht zu werden. Ursprünglich war gedacht, mit Hilfe der Bilder, Urkunden, Unterlagen und Tonbandaufzeichnungen eine mündliche Nachbereitung zu treffen. In der Zwischenzeit wurde von den Schülern vorgeschlagen, ob sie nicht die Sagen und andere Teile des Erlebten schriftlich erhalten könnten. So entschloß ich mich - wohl bewußt, daß dies einen erheblichen Mehraufwand an Zeit und Energie meinerseits bedeuten würde - alles Erlebte in Wort und Bild für die Schüler festzuhalten. Die Versuche, die Bilder mit Hilfe des schuleigenen Kopierers zu vervielfältigen, gelangen, die Bildqualität war ausreichend. Damit die selbstgeschriebene Heimatkunde auch formal entspricht - meinerseits ein großes Anliegen - zog ich eine aus der Fraktion stammende Lehrerin für Bildnerische Erziehung für die Gestaltung, Schriftbilder und Zeichnungen bei.

So begannen wir gemeinsam mit den Schülern die Tonbänder abzuhören, die Bilder zu beschreiben, aus der Literatur alles über den Piller herauszusuchen und dies alles zu sammeln. Auftauchende Fragen ergänzender oder erklärender Art wurden entweder von den Schülern weiterverfolgt, indem sie Befragungen durchführten und den Text mir übergaben, oder indem gegen Ende des jeweiligen Unterrichtsblockes dies gemeinsam durchgeführt wurde. Die Kollegin fertigte Skizzen und Zeichnungen an, ich war für das Inhaltliche verantwortlich und unsere Mappe fühlte sich zusehends.

Immer häufiger tauchte von Schülereltern und Mitwirkenden die Frage auf, ob sie nicht auch die Ergebnisse unserer Arbeit sehen könnten, zudem unsere in Arbeit befindliche Mappe bereits von Hand zu Hand gereicht und auch Familienbesuchern voller Stolz gezeigt worden war. Diesen Gedanken griffen wir auf und beschlossen, das erarbeitete Material für eine Kleinausstellung für einen Elternabend zusammenzustellen und auch an einem Sonn-

* * Inzst, 22. Sept. (Brand.) Gestern brannten die zur Gemeinde Wenus gehörigen zwei Häuser „Langenau“ vollständig nieder. Veiläufig halb 10 Uhr abends wurde in Inzst die Feuerwehr alarmiert und eilte selbe sofort zum Brandplaze, wurde aber bereits in Urzl aufgehalten mit dem Bedeuten, daß der Brand bereits gelöscht beziehungsweise die Gebäude niedergebrannt seien und eine weitere Gefahr nicht vorhanden sei. Drei Parteien sind obdachlos; der Schaden konnte bis heute noch nicht erhoben werden. Die Abbrändler sind nieder versichert. *Bote für Tirol 18' 13*

*Aus der Projektmappe:
Auszug aus dem "Boten
für Tirol", Jg. 1893*

tag für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Elternabend wurde zusätzlich mit einigen während der Projektarbeit entstandenen Dias aufgelockert.

Als willkommene Unterbrechung unternahmen wir gemeinsam mit den Gruppen der beiden anderen Heimatkunde-Projekte, die ich zu dieser Zeit an der Hauptschule Wenus betreute, eine Fahrt nach Innsbruck und nutzten den Nachmittag, um unser Wissen zu erweitern. Zuerst besuchten wir das Tiroler Landesarchiv. Laut Aussage des Archivars Dr. Moser, der uns gut führte und bestens betreute, waren wir die erste Schule, die das Landesarchiv besuchte. Den Schülern wurde bewußt, daß zur Geschichtsschreibung archivalische Quellen notwendig sind, eine Stiftungsurkunde über die Pfarre Wenus stellte den Kontakt zur Heimat her. Dr. Moser übersetzte uns dann noch eine mitgebrachte Urkunde aus dem Jahre 1625, für die Schüler auch sehr beeindruckend. Auf dem Weg zum Volkskunstmuseum machten wir einen Blick in die Stadtpfarrkirche, besuchten das Volkskunstmuseum und abschließend noch die Hofkirche.

Nach weiterer intensiver Arbeit konnten wir die Dokumentationsphase abschließen, die Ausstellung wurde vorbereitet. Diese fand an einem Sonntag von 9.30 bis 12 Uhr in der Volksschule Piller statt. Wie groß das Interesse der Bevölkerung an unserer Arbeit in der Zwischenzeit geworden war, bewies der Ausstellungsbesuch: 120 Bewohner der Fraktion Piller besichtigten unsere Ausstellung, dies bedeutet bei 247 Einwohnern (1984) weit über 60 % der Erwachsenen. Die Schüler führten ihre Angehörigen und unsere jungen Heimatforscher waren stolz auf unsere Arbeit.

Abgeschlossen wurde dieses erste Projekt mit einer von Eltern, Schülern und Lehrern gemeinsam unternommenen Fahrt in ein Heimatmuseum. Damit erfuhr der durch die Projektarbeit entstandene Kontakt zwischen Schule und Elternhaus seinen krönenden Abschluß.

Zwei weitere Heimatkundeprojekte führte ich im selben Jahr in Wenus durch. Da die Einwohnerzahl und die Streuung von Wenus wesentlich größer ist als in Piller, beschritt ich hier einen anderen Weg. Ich beschränkte mich bei den Projektarbeiten jeweils auf den Wohnweiler der Schüler und versuchte zunächst, alles zusammenzustellen, was an Literatur darüber vorhanden ist. Sodann wollten wir ausziehen, um das zu erfragen und aufzuzeichnen, was noch nicht schriftlich festgehalten wurde. So bereitete ich mit den Schülern durch Befragen von älteren Bewohnern die Haus- und Hofgeschichte auf, wir durchforschten gemeinsam alte Wirtschaftsgebäude, bearbeiteten die Chronik der Kapelle des Wohnweilers und stellten all das während der Projektarbeiten entstandene Material zusammen. Dabei stießen wir auf alte Bauurkunden und eine Kapellenstiftungsurkunde.

Ein Vorteil in Wenus war, daß ich die in der Projektarbeit entstandenen Materialien vollständig in die Wenner Dorfchronik integrieren konnte, sowohl die Bilder als auch den Text. - In der Zwischenzeit wurden ca. 20 Prozent dieser Chronik auf diese Art erarbeitet. Die 1982 begonnene Tätigkeit als Dorfchronist der Gemeinde Wenus stellte und stellt eine glückliche Verbindung von Chronikarbeit und Lehrberuf dar. Beim Beginn als Chronist übernahm ich von meinen Vorgängern einen Stempel und ca. zehn Zeitungsartikel. In der Zwischenzeit wird von



Beim Spinnen.



Der Spinnvorgang wird gezeigt.

mir unter kräftiger Mithilfe meiner Frau jährlich eine Textchronik im Ausmaß von 250 bis 400 Seiten erstellt. Die Bildchronik besteht in der Zwischenzeit aus 16 Ordnern mit ca. 3000 Bildern, zum Großteil Reproduktionen. Die Negative und Bilder wurden und werden von meiner Frau aus Preisgründen in Eigenregie entwickelt, beschrieben und archiviert. Durch die Symbiose Schule - Chronik konnte also ein Teil der Chronik erweitert werden, die Projektarbeiten wiederum erfuhren durch meine chronistische Tätigkeit eine wesentliche Bereicherung.

In der Zwischenzeit sind vier weitere Projektarbeiten abgeschlossen, deren Inhalte sich nicht wiederholen, sondern jährlich auf die teilnehmenden Schüler und deren Wohnweiler zugeschnitten sind. Denn die Ergebnisse in der vorgelegten Form gestaltet und erhält jeder Schüler selbst. Wir stellen gemeinsam die Texte zusammen, die teilweise auch durch Befragen von älteren Leuten durch die Schüler entstehen. (Dann weisen diese Texte auch den Namen des bearbeitenden Schülers auf.) So sammeln sich die Blätter nach jeder Erkundung vor

Ort in den Mappen der Projektteilnehmer. Gegen Ende des Arbeitsjahres wird alles geordnet, mit einem Quellennachweis versehen. Im zweiten Arbeitsjahr kam mir dann noch die Idee, die Projektarbeiten in Eigenregie zu binden, sodaß sich jeder Schüler auch wirklich ein eigenes Heimatkundebuch erarbeitet. Wie groß das Interesse der Bevölkerung an diesen Arbeiten ist, zeigt der Bericht eines Schülers von Piller, der seine Arbeit innerhalb von drei Monaten über dreißigmal ausleihen mußte. Darunter hätte das Buch natürlich gelitten.

Im zweiten und dritten Jahr erfuhren unsere Projektarbeit eine wesentliche Erweiterung: waren unsere Gespräche mit älteren Leuten bisher dadurch zustande gekommen, daß wir ihnen Reproduktionen alter Photographien vorlegten, die dann von ihnen beschrieben und erläutert wurden, so schickte ich die Schüler nun gezielt zu Interviews aus. Diese behandelten jeweils einen Themenbereich wie etwa das Heuziehen früher, die Streugewinnung, Ernterträge, Eßgewohnheiten und dergleichen mehr.



Aus der Projektmappe:

"Auf dem Schulweg die Brüder Karl, Werner und Hermann Fink, ca. 1935.

Im Hintergrund des Bildes sieht man Wennis. Die Brüder tragen alle kurzen Haarschnitt, da damals die Läuseplage in der Schule an der Tagesordnung war. Die kurze Hose war ein häufig getragenes Kleidungsstück während des Sommers. Die ersten beiden Schulbuben tragen ihre Schulsachen in einem Rucksack, nur der letzte ist stolzer Besitzer einer Schultasche.

Im Sommer war um 7 Uhr die Messe, sodaß man rechtzeitig von zu Hause weg mußte. Da stellte man manchmal Geschwindigkeitsrekorde auf. So brauchte man manchmal nur 10 Minuten von Langenau bis zur Kirche in Wennis. Als Schuhe trug man sogenannte Wechsler. Wechsler hieß man sie deshalb, weil man sie links und rechts tragen konnte. In Wennis fertigte diese häufig der Pfotsch (Haselwanter) im Unterdorf her. Im Winter fror man in diesen Schuhen und in der Kirche wärmte man sich auf, indem man andauernd mit den Füßen trampelte, um sich aufzuwärmen. Später kamen die Wechsler ab, weil die Kinder durch das Tragen der Wechsler einen eigenartigen Gang bekamen. Auch entstanden im Winter in der Kirche durch den hineingetragenen Schnee an den Schuhen richtige Lacken., da die Kirche mit einem Pflasterboden ausgelegt war. Trotz Lacke mußte man während der Messe ruhig an seinem Platz in der Lacke stehen bleiben. Zum Aufwärmen trampelte man sich noch mehr, wie schon erwähnt, warm. Zu den Schulutensilien gehörte auch die Schultafel, die manchmal mißbräuchlich auch zum Zuschlagen verwendet wurde, was ihr nicht guttat.

Um 11 Uhr war der Vormittagsunterricht zu Ende, um 1 Uhr begann wieder der Nachmittagsunterricht. Neben der Schule hatte man auch viel andere Arbeit."



Aus der Projektmappe:

"Mühle in Obermühlbach (Oberhauser) ca. 1930:

Das Bild zeigt Obermühlbach und die Mühle der Familie Eiter ca. 1930. Diese Mühle wurde damals von der Familie Eiter aus Oberhaus bei Ritzenried gekauft. Die alte Mühle wurde herausgerissen. Rechts im Bild sieht man Bestandteile dieser alten Mühle. Hermann und Josef Eiter bauten unter Mithilfe eines Arbeiters aus Mötz in einem Sommer die neue Mühle, die heute noch betriebsfähig wäre. Beim Mahlen wechselten sich Hermann und Josef ab, Hermann mahlte in der Nacht, Josef am Tag. Die Bauern brachten das Korn und holten es als Mehl wieder ab.

Weiter unten im Bild die Schmiede mit dem Wohngebäude und der Zirbe neben der Schmiede.

Arbeit des Mühlbachs: Säge und Mühle des Obermüllers, Mühle vom Köser, Breiastampf unterhalb dieses Gebäudes, Oberer Schmied, Bauramüller, Marteler, Nagelschmiede, St. Margarethenmühle, Garb, Mühlbachmühle, Pitzmühl."

Auch stießen wir bei unserer Suche auf den Spuren der Vergangenheit auf vieles, was bisher unbekannt war. So legten wir Schalensteine unter Moospolstern frei. Nachdem wir erfahren hatten, daß ein Jugendlicher, motiviert durch unsere Arbeiten, Suchgrabungen auf dem Spielsberg machte, ließen wir die gemachten Scherbenfunde im Landesmuseum analysieren. Es gelang uns dadurch der Nachweis, daß auf dem Spielsberg bereits 800 v. Chr. eine Siedlung bestanden hatte und es sich dabei nicht um eine mittelalterliche Burg handelt, wie in der Bevölkerung bisher angenommen wurde. Das Gebiet ist unter Schutz gestellt, und es wird von uns darauf geachtet, daß es zu keinen weiteren Grabungen kommt.

Ebenso ließen wir, nachdem wir in Piller von einer Quelle am Bärenbad in der Bevölkerung die Bezeichnung "Schwefelwasserle" erfahren hatten, eine Wasseranalyse durchführen. Diese gab dem in der Bevölkerung verbreiteten Namen "Schwefelwasserle" recht. Am Ende des letzten Schuljahres gestalteten wir anläßlich der Einweihung einer Feuerwehrhalle und des Jubiläums "90 Jahre Freiwillige Feuerwehr Wenns" eine Ausstellung, in der wir erstmalig die Geschichte der Feuerwehr zusammenstellten und dokumentierten.

Ebenso griffen wir am Piller ein Großereignis heraus, nämlich die Einweihung des neuen Feuerwehrhauses und des Musikpavillons - für eine 200-Seelen-Fraktion ein seltenes Ereignis. Anhand dieser Einweihung zeigte ich auf, wie man solche Anlässe chronistisch aufarbeiten könnte, und wir nahmen diese Vorhaben in unsere Projektarbeit auf. Auch wurden wir gebeten, unser Material der Musikkapelle und der Feuerwehr zur Verfügung zu stellen.

Es fällt vielleicht auf, daß in der Erzählung über die durchgeführten Projektarbeiten das Fürwort "wir" verwendet wird: dies bewußt, da die Arbeiten das Ergebnis von Schüler- und Lehreraktivitäten sind. Weitere Lehrer werden fallweise beigezogen, wenn diese spezielle Fachqualifikation aufweisen.

Auch im Schuljahr 1986/87 betreute ich wieder 35 Schüler in drei Gruppen, die sich freiwillig in ihrer Freizeit zu diesen Projekten meldeten und eifrig mitarbeiteten.

Ein weiteres Kennzeichen dieser Arbeiten ist die gute Zusammenarbeit mit den Eltern und Großeltern der Schüler, die uns durch ihre Informationen das "Material" liefern, uns Arbeitsweisen wie Holzschneiden, Heuziehen, Buttererzeugung, Spinnen u.a.m. vorzeigen und uns immer wieder gerne in ihre Häuser aufnehmen. Unsererseits gestalten wir Elternabende mit Schülern, Eltern und Angehörigen, zeigen Dia-Reproduktionen von alten Ortsansichten und lassen die Eltern erzählen. Oder wir vollziehen gemeinsam mit den Eltern und Angehörigen mit Hilfe von Dias den Projektablauf nach. Dieses gemeinsame Arbeiten findet am Ende des Arbeitsjahres seinen Abschluß mit einer Fahrt, zu der Schüler, Eltern und deren Angehörige und alle, die am Projekt beteiligt waren und mithalfen, eingeladen werden. Dabei versuchen wir, ein Stück Heimat gemeinsam geschichtlich, geographisch und heimatkundlich kennenzulernen.

Zum Schluß scheint ein weiterer Hinweis noch angebracht: Laut Aussage der Projektteilnehmer ist die Dokumentationsphase sehr anstrengend und kostet Mühe und Selbstüberwindung vom Schüler her. Viel leichter wäre es, nur den emotionell sehr wirksamen Teil der Erkundung und des Ausganges zu verwenden. Aber gerade wegen dieser Anstrengung bei der Dokumentation sind die Projektteilnehmer dann umso stolzer auf ihr Werk, mit dem sie sich vollinhaltlich identifizieren, ja das Endprodukt Heimatkundebuch ist für viele ein wichtiges Motiv, am Projekt teilzunehmen. So sind auch in den letzten 4 Jahren insgesamt 9 Projektarbeiten mit durchschnittlich 120 Seiten entstanden. Daß auch das Interesse der Eltern und der Älteren an der Projektarbeit auf die Schüler motivierend und stimulierend wirkt, ist ein weiterer Faktor. Für mich als Lehrer ist die beste Rückmeldung und Erfolgsmeldung, wenn Schüler sich wiederholt, zahlreich, freiwillig und zum Teil bereits 4 Jahre in ununterbrochener Folge zu diesen Projekten melden. Zudem könnte das auch als Beweis dienen, daß der Weg vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten auch heute noch ein Weg ist, der Schüler zu motivieren vermag.

Einführung und Problemstellung

Seit über 100 Jahren werden in Österreich agrarische Operationen durchgeführt, die eine sinnvolle Gestaltung und notwendige Neuordnung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes zum Inhalt haben, die in längere Zukunft hineinwirken und die bäuerliche Landwirtschaft in ihrer Vielfalt erhalten.

"Dieser Zeitraum ist gekennzeichnet durch eine dynamische Entwicklung und bedeutsame Veränderung in der Landwirtschaft", betonte der Landeshauptmann Eduard Wallnöfer anlässlich der Festveranstaltung zum 100. Geburtstag der Agrargesetze im November 1983 in Innsbruck. "Nach Ernährungssicherung und umfassender Entwicklung des ländlichen Raumes gewinnt mit zunehmender Technisierung die Stabilisierung unseres Lebensraumes mehr an Bedeutung. Es tritt die Sorge in den Vordergrund, daß die Landschaft und mit ihr auch der Mensch überbeansprucht werden. Bei bodenreformatoryschen Arbeiten müssen die ökologischen Erfordernisse gleichrangig in die sonstigen Abwägungen einbezogen werden."

Die agrarischen Operationen sollen somit auch künftig zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen beitragen und die Voraussetzungen für die weitere Existenz der bäuerlichen Landwirtschaft sicherstellen. Sie stehen zudem vor neuen, umfassenden Aufgaben und Zielen: Die Erhaltung unserer Kulturlandschaft sowie die maßvolle Entwicklung und Gestaltung unserer Dörfer sind ebenso vorrangig wie die Abwendung bzw. Milderung von Schäden und Auswirkungen regionaler oder überregionaler Großbauvorhaben auf Landschaft und Landwirtschaft. Die schwierigen agrarpolitischen Rahmenbedingungen erfordern alle Anstrengungen, um einerseits zufriedene Bauern und andererseits intakte Kultur- und Erholungslandschaften zu haben.

Historische Wurzeln

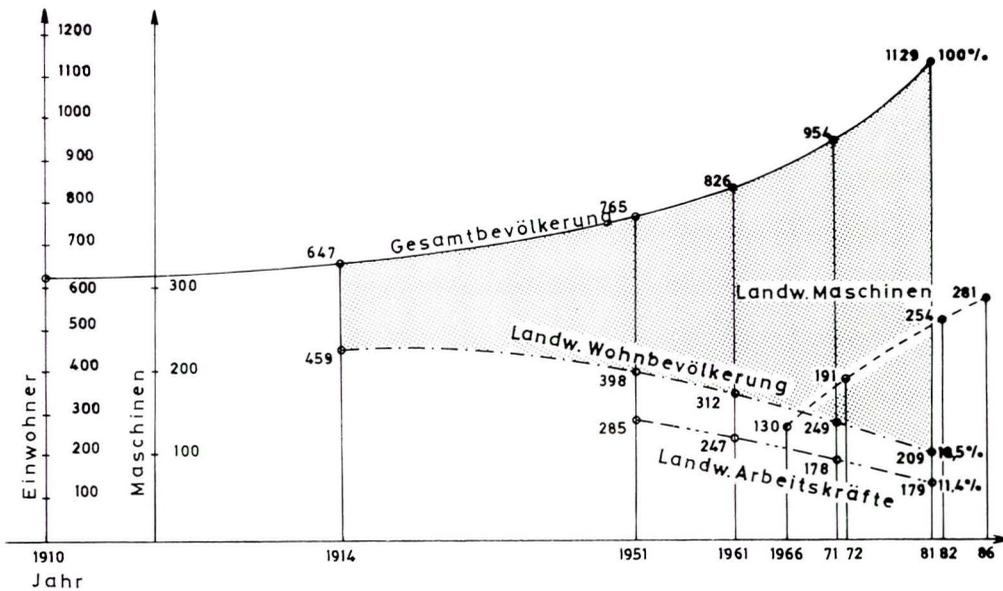
Wenn wir im Buch der Geschichte in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückblättern, so finden wir u. a. in Tirol und Salzburg Besitzstrukturen vor, die im gewissen Sinne auf die erste Besiedlung der Bayern seit dem 6. Jahrhundert zurückgehen. Der bäuerliche Besitz lag größtenteils in den Fesseln

grundherrlichen Obereigentums und die eigentlichen Besitzer der Güter waren die Grundherren: Der Landesfürst, Adelige, Bürger, Klöster und fromme Stiftungen. Nur selten besaßen Bauern Grund und Boden als wirkliches Eigentum, fast alle "saßen" als Erbpächter auf ihrem "Guet", ein starres, unbewegliches Besitzsystem, das jeder betrieblichen Weiterentwicklung und Produktionsumstellung hinderlich war. Zaghafte und vereinzelt kam es zur Umgestaltung zersplitterten Grundbesitzes, wie dies etwa die Neuordnung der Flurgrundstücke in Liesfeld bei Kundl in Tirol aus dem Jahre 1748 zeigt oder die Zusammenlegung Vetternbach im Thalgau in Salzburg, die auf Betreiben des jungen "Heusenbauer", Georg Grubinger, von 1855 bis 1857 zustande kam. Auf freiwilliger Basis konnte dort der Streubesitz von 303 Parzellen der 5 Besitzer radikal auf 9 Grundstücke reduziert werden und im Laufe der nachfolgenden 125 Jahre trat - abgesehen von der Zerschneidung durch die Autobahn - keine weitere Zersplitterung ein. Die Notwendigkeit der Praxis eilte der staatlichen Regelung weit voraus.

Die Grundentlastung des Revolutionsjahres 1848 war dann ein wichtiger Markstein in der österreichischen Landwirtschaft, brachte die lang geforderte Abschaffung der Grundherrschaft und übertrug den bisherigen Nutzbesitz als unumschränktes Eigentum dem Bauern. Damit waren schwerwiegende Schranken für die Neuordnungsarbeit gefallen.

Eine liberale Wirtschaftspolitik mit Einfuhrerleichterungen, niedrige Erzeugerpreise und hohe Ablösebelastungen, verbunden mit großen Hypothekarschulden, ließen die Bürde des Bauernstandes aber enorm wachsen. Hinzu kam 1867 ein Staatsgrundgesetz, das dem Staatsbürger an jedem Ort den Erwerb und die freie Verfügbarkeit an Liegenschaften jeder Art gestattete und im Jahre darauf ein Reichsgesetz, das die freie Teilbarkeit von Bauerngütern und Grundstücken eröffnete. Die Folgen waren für den kaum selbständig gewordenen Bauernstand drückend: Die bestehende Besitzzersplitterung vergrößerte sich zwangsläufig weiter und der Verfall und die Verwahrlosung der wege- und wasserbaulichen Gemeinschaftsanlagen brachte zusätzliche schwere Schäden. Die Belastung und Verschuldung des Bauernstandes stieg oft bis ins Unerträgliche.

Die Nachteile dieser Flurzersplitterung und die damit verbundenen schwerwiegenden ökonomischen Übelstände waren bereits im vorigen Jahrhundert bekannt. Nachdem im Jahre 1869 mit dem Reichswassergesetz der erste wesentliche Schritt



Den starken Bevölkerungszuwachs Tirols bei gleichzeitiger Abnahme des landwirtschaftlichen Anteiles zeigt beispielhaft die Entwicklung der Gemeinde Oberhofen im Inntal. Der Verlust an landwirtschaftlichen Arbeitskräften wird durch Mechanisierung und Rationalisierung wettgemacht.

für eine Förderung und Verbesserung der Landeskultur getan wurde, ging zur selben Zeit von den Landtagen der Anstoß zu einer modernen Bodenreform aus. Die von Carl Peyrer, Ministerialrat im k.k. Ackerbau-Ministerium, vorgelegten Grundzüge eines Bodenordnungsgesetzes sollten aber erst nach langjährigen Beratungen und mehrmaligen Abänderungen als Reichsrahmengesetze am 7. Juni 1883 erlassen werden. Mit dem Meliorationsgesetz von 1884, als stärkende Begleitmaßnahme zu diesem modernen Instrumentarium der klassischen Agrarischen Operationen, konnten jene agrarpolitischen und wirtschaftlichen Ziele in Angriff genommen werden, welche durch wasserwirtschaftliche und agrarische Strukturverbesserungen die Grundlagen der österreichischen Landwirtschaft wesentlich stärkten.

Damit waren die Voraussetzungen geschaffen, Splitter- und Streubesitz zu beseitigen, für alle Grundstücke ständig begeh- und befahrbare Wege herzustellen und gleichzeitig im Wege von Wassergenossenschaften die Regelung des Wasserhaushaltes durchzuführen. Darüber hinaus wurde die Bereinigung des Waldlandes von fremden Enklaven und die Arrondierung der Waldgrenzen sowie die Teilung gemeinschaftlicher Grundstücke und die Regulierung der darauf bezüglichen Benützungs- und Verwaltungsrechte normiert. Ein erster zaghafter Schritt, auch gegen den Willen einer widerstrebenden Minderheit, ein Agrarverfahren mit allen seinen positiven Auswirkungen auf die Strukturverbesserung durchführen zu können, war getan.

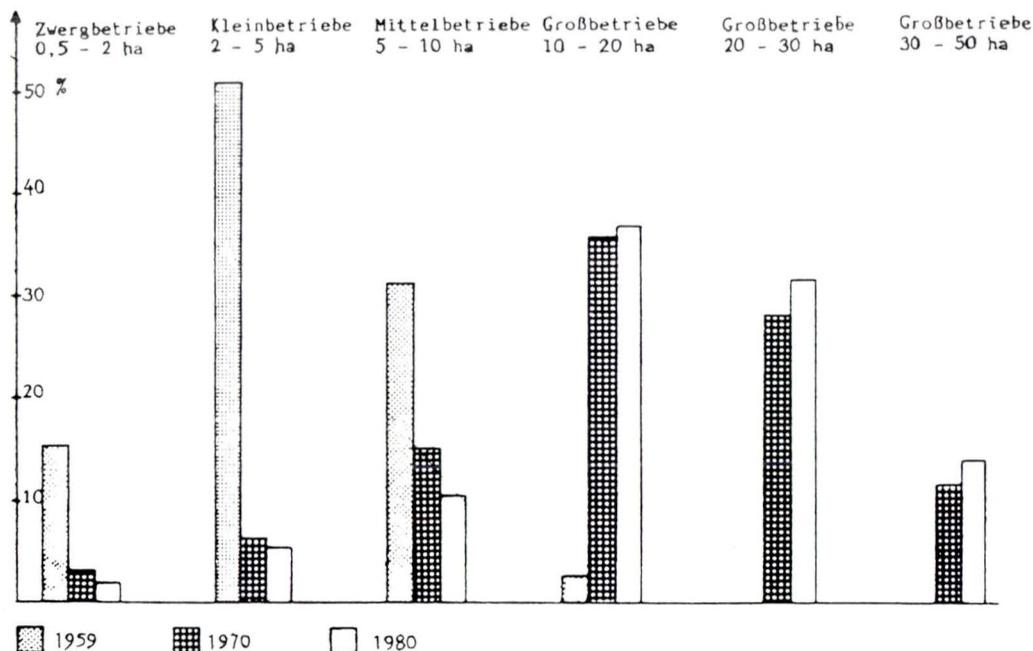
So mühsam dieser Weg zu einer geeigneten Rechtsgrundlage auch war, so muß doch die integrale Idee für den ländlichen Raum, die sowohl in

den Bestimmungen der Reichsrahmengesetze als auch in den nachfolgenden Landesausführungsgesetzen enthalten ist, hervorgehoben werden. Zukunftsweisender Leitgedanke und Zielsetzung dieser staatlichen Initiative war der Grundsatz einer umfassenden Erneuerung und Gesamtverbesserung. Planungsinhalt war nicht nur, den Streubesitz zu beseitigen, sondern auch gemeinsame Anlagen zu errichten und Meliorationen durchzuführen, um alle Abfindungsgrundstücke hinreichend erschließen und rationell bewirtschaften zu können.

In der Zeit der Monarchie bediente sich vorwiegend Niederösterreich dieses Bodenordnungsinstrumentes. Das Marchfeld mit seinen relativ großen Wirtschaftseinheiten und starken Besitzersplitterung, aber ebenen Geländebeziehungen bot sich als Arbeitsgebiet besonders an und in Obersevenbrunn wurde 1889 das erste Zusammenlegungsverfahren eingeleitet. Bis 1918 wurden in Niederösterreich immerhin rund 83.000 ha in 78 Verfahren neu geordnet, während im österreichischen Alpenbereich nur einzelne Maßnahmen mit einigen 100 ha bearbeitet wurden. Die schwierigen Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen bringen verständlicherweise geringe Flächenleistungen. Bevorzugt wurde im Marchfeld, im Wiener Becken und in den großen ebenen Tallagen von Oberösterreich und der Steiermark zusammengelegt.

Volksgesundheit und Ernährungssicherung

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erhielten die Agrarischen Operationen und insbesondere die



Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebsstrukturen am Beispiel der Gemeinde Oberhofen in den vergangenen 30 Jahren zeigt deutlich, daß die Zwerg-, Klein- und Mittelbetriebe von 0,5 bis 10 ha ihre Lebensfähigkeit eingebüßt und größtenteils aufgegeben haben.

Zusammenlegungsverfahren eine neue agrarpolitischen Zielsetzung. Unter dem Zwang der Ernährungssicherung halfen sie wesentlich zur Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung mit, um einem ausgebombten und ausgehungerten Volk Nahrung zu geben. Die bewegenden Worte von Bundeskanzler Dipl.Ing. Leopold Figl zu Weihnachten 1945: "Ich kann Euch kein Brot geben ... doch ich bitte Euch, glaubt an dieses Österreich", unterstreichen die Notwendigkeit gemeinsamer Bemühung, die Produktivität zu steigern, um den Hunger zu beseitigen.

Tausende Hektar militärisch genutzter Flächen wie Flugplätze, Lager- und Truppenübungsplätze wurden durch Rekultivierungsmaßnahmen ebenso wieder einer landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt wie extensive Waldflächen und Feuchtwiesen durch großzügig geförderte Rodungen und Entwässerungsprojekte. Man wollte nach den Worten von Sektionschef Dip.Ing. Dr. Ramsauer im Jahre 1948, ein "10. Bundesland" durch Entwässerung einer Fläche von ca. 500.000 ha und Bewässerung von rund 150.000 ha schaffen, um durch den Mehrertrag die Ernährungsbasis vom Ausland unabhängiger zu machen. Hinzu kamen außerordentliche Anstrengungen, die Landwirtschaft zu mechanisieren und die menschliche Arbeitskraft durch Maschinen zu ersetzen. Innerhalb nur einer Generation vollzog sich der Weg vom Pferdgespann zum Großschlepper, von der Sense zum Mähdescher und vom bäuerlichen Gesindehof mit Knechten und Mägden zum Einmannbetrieb. Steht doch dem Bevölkerungswachstum, am Beispiel Tirols, seit dem Jahre 1910 eine Abnahme des landwirtschaftlichen Bevölkerungsanteils von damals rund 44 % auf heute von ca. 8,5% gegenüber,

während sich die Gesamtbevölkerung von rund 300.000 auf nahezu 600.000 Einwohner verdoppelte. Bezogen auf Österreich, nahm die landwirtschaftliche Bevölkerung von 1.516.000 (22 %) im Jahre 1951 auf 491.000 (7 %) im Jahre 1985 ab. Die Gesamtzahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe hat sich dabei von 1951 bis 1983 in Österreich um 33 % auf 285.950 vermindert, wobei aber gleichzeitig eine starke Zunahme der Nebenerwerbsbetriebe festzustellen ist.

Der daraus abzuleitende Zwang nach Mechanisierung und Rationalisierung verlangte aber nach neuen Planungsmaßstäben: möglichst große und gut geformte Bewirtschaftungsflächen, also maschinengerechte Grundstücksformen, die zudem frei von Bewirtschaftungshindernissen sein sollen. Bei Ackerflächen vor allem Geradlinigkeit der Grenzen, Parallelität, entsprechend sinnvolle Schlaglängen und -breiten, weiters eine gute meliorative Basiserschließung, zweckmäßige Wirtschafts- und Wohngebäude und brauchbare Zufahrtswege. Merkmale, die zu entscheidenden Faktoren der landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen wurden und maßgeblich die bäuerliche Arbeitswelt bestimmten. Postulate zur Verkürzung der Arbeitszeit, zur Verminderung des Aufwandes und der Arbeitserleichterung. Unter diesem Gesichtspunkt wurden in einer dramatischen Nachkriegszeit bis 1960 rund 171.000 ha intensiv genutzter Kulturböden für ca. 56.000 Grundeigentümer melioriert und rechtlich neu geordnet, wobei 2.100 km Wirtschafts- und Güterwege für die notwendige Erschließung errichtet wurden. Die Kalk- und Zementstabilisierung als wirtschaftlich tragbare Ausbaumethode wurde in diesem Zeitraum forciert. Mit der Reichsumlegungsordnung von 1937,

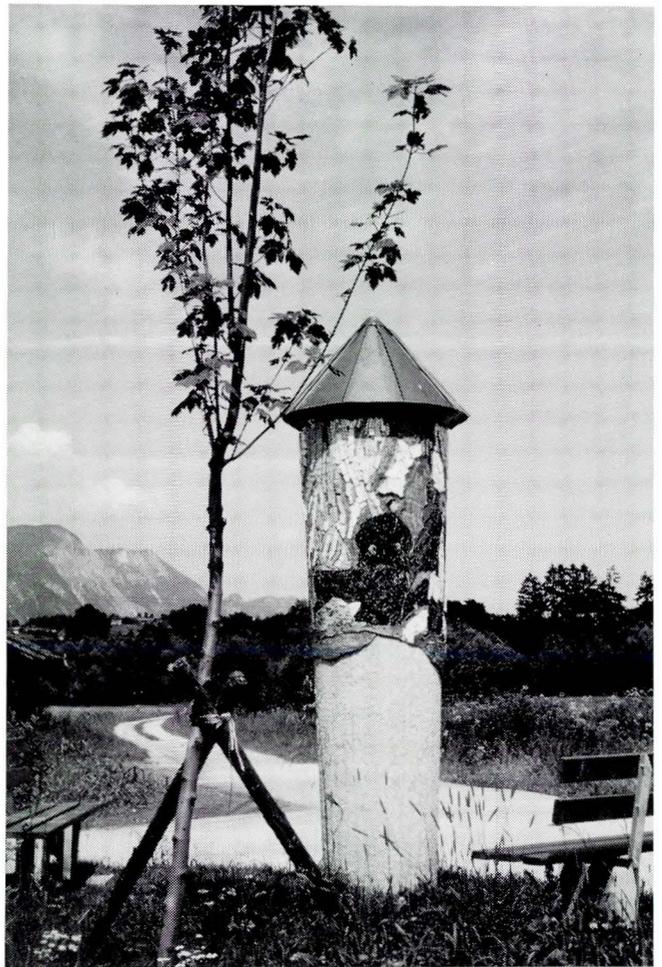
die auch in Österreich während seiner Angliederung an das Deutsche Reich Geltung hatte, wurde die Zusammenlegung erstmals zu einem Instrument der Raumordnungspolitik, das über den Bereich der Landwirtschaft hinauswirkte. Nach Kriegsende wurden die früheren österreichischen Vorschriften über das Agrarverfahren und die Flurverfassung wieder in Kraft gesetzt und das Agrarverfahrens- und Agrarbehördengesetz 1950 sowie das Flurverfassungsgrundsatzgesetz 1951 wieder verlautbart.

Ein integrales Neuordnungsinstrument

In den vergangenen 2 Jahrzehnten ist der ländliche Lebensraum in ein enormes Spannungsfeld geraten. Ein grundlegender wirtschaftlich-technischer Strukturwandel hat das ursprünglich organisch gewachsene Gefüge von Raum und Funktion verändert und zu Verschiebungen der Schwerpunkte geführt. Verbesserte Bodenbearbeitung, großflächig ausgelegte Beregnungsanlagen, hochgezüchtete Kulturpflanzen und vermehrter Einsatz von Mineraldünger lösten im Zusammenwirken mit einer neuen mechanisierten Landtechnik eine gewaltige Produktionssteigerung aus. Wohlstand und Einfluß der städtischen Ballungsräume drückten ebenso der ländlichen Lebenswelt ihren Stempel auf wie die Abwanderung aus der Landwirtschaft, das Problem der Pendler und Zweitwohnungsbesitzer oder die Erweiterung der Dörfer durch Neubausiedlungen. Naherholungseinrichtungen und gewerbliche Betriebe. Dieses Wachstum in die Fläche wurde verstärkt durch die fehlende oder nicht erkannte Bodenpolitik, welche häufig die Zersiedelung und großflächige Verhäuslung der offenen Landschaft bewirkte. Das harmonische Ineinandergreifen von Siedlung und Flur ging verloren.

Es waren aber auch exogene Kräfte, Einflüsse von außen, welche den ländlichen Raum beanspruchten und veränderten. Beispielhaft seien hier die großen Fernverkehrswege, wie etwa die Süd- und Westautobahn, das engmaschige Netz der Motorisierung, der mehrgleisige Ausbau der Bundesbahn oder wasserbauliche Großbaumaßnahmen genannt. Vorhaben von regionaler und überregionaler Bedeutung, große Pläne, die der Allgemeinheit dienten, aber gleichzeitig Äcker und Wiesen zerfurchten und Schneisen durch die Wälder schlugen. Ein Fortschritt, der neue Wirtschaftsmöglichkeiten brachte und neue Arbeitsplätze schuf, gleichzeitig aber mit den damit verbundenen enormen Landverlusten so manchem Betrieb, aber auch mancher Gemeinde an den Lebensnerv ging.

Das Zusammenlegungsverfahren verteilte all diese Bürden auf viele Schultern, beseitigte Zerschneidungen und Umwege und minderte den Grundver-



Neues Flurdenkmal mit dem Heiligen Nepomuk in Kundl

lust, der beispielsweise in Tirol im Durchschnitt der letzten 10 Jahre immerhin bei rund 370 ha pro Jahr lag. Die Vernichtung des einen oder anderen Hofes, einseitige Belastungen und Eingriffe in das Privateigentum konnten so verhindert werden.

Diesen Problemen trug auch die ständige Anpassung und Weiterentwicklung des Flurverfassungsrechtes, etwa durch die Flurverfassungsnovelle 1967 und 1977 Rechnung, wobei die inhaltlichen Ziele und Aufgaben der agrarischen Operationen zu einer wirtschaftlichen und rechtlichen Gesamtlösung des ländlichen Lebens- und Wirtschaftsraumes erweitert und gleichzeitig die Stellung der Parteien gestärkt wurden. Solche Anstrengungen ermöglichten es, 392.227 ha Bauernland, in der Entwicklungsphase von 1961 - 1982, in 1.201 Verfahren den veränderten Verhältnissen anzupassen und für 155.192 Grundeigentümer geordnete Grundlagen zu schaffen. Dieser allgemeine Wirtschaftsaufschwung bewirkte eine wesentliche Anhebung der Fördermittel im "Grünen Plan", was in einer verstärkten Bautätigkeit seinen Niederschlag fand. Das ländliche Wegnetz konnte dabei um 12.755 km erneuert bzw. erweitert werden. Verschiedene Arten der Schwarzdeckenbauweise fanden ebenso Eingang wie die, in mehreren Versuchsstrecken

erprobte, an und für sich teurere Beton-Oberbau-Bauweise. 2.696 km staubfreie Wegeanlagen trugen der fortschreitenden Motorisierung, dem notwendigen Erosionsschutz in extremen Bereichen und einer längeren Lebensdauer Rechnung.

Dorf, Flur und Natur

Das kräftige und dynamische Wachstum mag auch erklären, weshalb noch keine Generation die Natur so sehr beansprucht und belastet hat wie die unsere, warum vor uns noch nie so viel Land verbraucht wurde wie in unserer Zeit. Trotz aller bisherigen Bemühungen um eine gesunde Entwicklung des ländlichen Raumes müssen wir kritisch erkennen, daß es auch Bereiche gibt, wo die Entwicklung unerfreulich verlief. Es kann nicht übersehen werden, daß der wirtschaftliche Druck durch die europäische Agrarpolitik des "Wachsens oder Weichens" auch bei uns dazu geführt hat, daß das ursprünglich gesteckte Ziel nicht nur erreicht, sondern überschritten wurde. Seit Anfang der 70er Jahre kämpfen wir mit dem Problem der Überproduktion. Das System gesetzlich geregelter Preise auf möglichst niedrigem Niveau und die garantierte Abnahme der erzeugten landwirtschaftlichen Produkte führte auch im Bereich der Zusammenlegung zu einem stets stärkeren Auseinanderklaffen der betriebs- und volkswirtschaftlichen Ziele, die in einem Agrarverfahren gemeinsam verwirklicht werden sollen. Der betroffene Landwirt erwartet sich aus der Perspektive seiner Situation nach wie vor maximalen Nutzflächengewinn, der jedoch aus dem Blickwinkel der produzierten Überschüsse verhindert werden soll.

Zu den aufgezeigten Spannungsfeldern ist unsere Agrarpolitik und damit auch das Zusammenlegungsverfahren in den letzten Jahren in ein Neues geraten: In die Auseinandersetzung von Ökonomie und Ökologie.

Zweifellos hat das gestiegene Umweltbewußtsein auch in unserem Lande dazu geführt, daß die Nutzung und Bewirtschaftung land- und forstwirtschaftlicher Flächen stärker in das Blickfeld einer kritischen Öffentlichkeit gerückt sind. Unsere Mitbürger machen sich ernste Sorgen um die Zukunft unserer Natur und Umwelt. Gewiß wurde in der Vergangenheit, in Mangelzeiten und bei einem in allen Bevölkerungskreisen noch recht geringen ökologischen Bewußtsein den Belangen des Natur- und Landschaftsschutzes nicht so Rechnung getragen, wie das heute für notwendig gehalten wird. Ökologische Ausgleichsflächen wie z.B. Feldraine und Hecken wurden zurückgedrängt, Wiesen in Ackerland umgewandelt und Feuchtflächen entwässert. Die daraus drohenden Gefahren für die Landschaft und den Naturhaushalt sind erkannt. Alle Agrarbehörden Österreichs, vor allem die Bundesländer Niederösterreich und Tirol, haben in den Mittelpunkt ihrer Planungsüberlegungen der vergan-

genen Jahre den intakten Landschaftshaushalt gestellt. Es gehört inzwischen zu ihrer selbstverständlichen Aufgabe, wertvolle Landschaftsteile zu schützen und Biotop sicherzustellen. Es werden gezielte Anstrengungen unternommen, die agrarisch genutzte Landschaft durch kleinräumige Strukturen, durch gegenseitige Vernetzung naturnaher Flächen mit Acker- und Grünland wieder zu einem möglichst abgepufferten, stabilen ökologischen System zu machen.

Das Ziel ist ein Biotopverbundsystem mit ökologischen Brücken zwischen den unterschiedlichen Lebensräumen. Hecken, Feldgehölze und Wasserläufe bilden in diesem Netzwerk ökologischer Infrastruktur die Lebensadern zwischen den einzelnen Biotopen und den intensiv genutzten Agrarflächen. Diese Elemente sind ein unersetzlicher Bestandteil zur Belebung des Landschaftsbildes, zur Verhinderung von Wasser- und Winderosion, zur Verbesserung des Kleinklimas und des Wasserhaushaltes und nicht zuletzt zur Sicherung der Lebensräume zahlreicher gefährdeter Tier- und Pflanzenarten.

Dabei müssen wir jedoch berücksichtigen, daß der Bauer vom Ertrag seiner Flächen lebt und die im Interesse des Naturschutzes bedingten Ertragseinbußen oder Mehraufwendungen von der öffentlichen Hand durch finanzielle Hilfen ausgeglichen werden müssen.

Wenn das Ministerkomitee des Europarates in Straßburg beschlossen hat, in den Jahren 1978 und 1988 eine "europäische Kampagne für den ländlichen Raum" durchzuführen, so ist damit als zentraler Mittelpunkt da Dorf, der Mensch selbst gemeint. Auch Österreich unterstützt diese Schwerpunktaktion, und die beschlossenen Dorferneuerungsprogramme der Länder Niederösterreichs und Tirols aus dem Jahre 1985 sind Beginn und sichtbares Zeichen eines Bewußtseinswandels, sich behutsam und gefühlvoll für die zukünftige Entwicklung unserer Dörfer verstärkt einzusetzen und einer landschaftsschädigenden, ungeordneten Siedlungsentwicklung eine Absage zu erteilen.

Ausblicke

Die Agrarischen Operationen werden auch in Zukunft der Land- und Forstwirtschaft ihre bodenordnerischen und baulichen Hilfen in Dorf, Flur und Wald anbieten. Eine offensive Agrarpolitik wird den Belangen der Landschaftsökologie, der Sicherung und Erhaltung unserer Kulturlandschaft und eines gesunden Wasserhaushaltes verstärktes Augenmerk widmen. Sie wird versuchen, das Dorf als eigentlichen Lebensbereich des Menschen so zu erhalten und weiterentwickeln, daß es als menschlicher Lebensraum in einem ausgewogenen, harmonischen Gleichklang mit unserer Umwelt und unserer Landschaft steht.

Aus: Zeitschrift für Kulturtechnik und Flurbereinigung 28,
310 - 317 (1987)

Unser Dorf und wir die Dörfler

Vorschläge für ein soziales Seminar im Dorf

Vijo Pitscheider

Dr. Vijo Pitscheider ist Leiter des Bildungsreferats des KVW, des "Katholischen Verbandes der Werktätigen" in Südtirol. Die folgenden Ausführungen waren Grundlage seines Referates bei der Jahrestagung des Amtes für Weiterbildung am 5. September 1987 in Bozen. Dieses Modell für ein "Soziales Seminar" im Dorf könnte auch für Bildungsverantwortliche und für Chronisten in Nord- und Osttiroler Gemeinden von großem Interesse sein, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die hier so vielfach propagierte "Dorferneuerung". (B.E.)

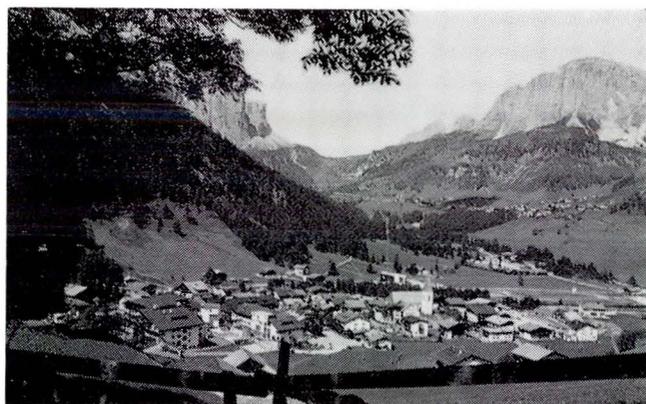
1. Motivangabe und Ansatz zur Überwindung der Schwellenangst

Ich schlage einen Gang durch unser Dorf vor! Wer geht mit? Wer schließt sich uns an?

Inzwischen sind auch wir Teil einer mobilen Gesellschaft geworden. Wir sind motorisiert und deshalb viel unterwegs. Die Fahrt geht durch das Land "an der Etsch und im Gebirge". Meist ist es eine eilige, blitzschnelle Durchfahrt. Zeit ist Geld. "Memento homo, quia tempus es aurum". Aber es genügt, um festzustellen, daß die Zeit nicht stehen geblieben ist. Die Welt ist auch im entlegensten Seitental nicht mehr mit Brettern vernagelt. Und von wem könnte man behaupten, er hätte immer noch ein Brett vor dem Kopf?

Wohl ein jeder beherrscht die Kunst des Buchstabierens. Die Tagespresse hält den Hoch- oder Tiefgang der Dinge in Stadt und Land in ihren Spalten fest. Die Moderne hat, nicht zuletzt, selbst in die letzten Bauerndörfer Einzug gehalten. Der Bildschirmkult hat Herrgottswinkel besetzt und Herzen betört. Die Diskothek hat dem traditionellen Wirtshaus Rang und Würde abgerungen. Mensch und Vieh leben planmäßig in Reinkultur nebeneinander. Die Kühe haben ihren Kollektiv- oder Gemeinschaftsstall. Das weltvergessene Kuhdorf hat sich zum renommierten Kurort herausgemauert. Er steht im Verzeichnis der Fremdenverkehrsindustrieorte.

Bei Rock und Pop schmeckt auch die heimische, inzwischen internationalisierte Kost. Das alte Kostüm muß, über "lebendige Trachten-Vereine" aktualisiert, für Aufmärsche und Umzüge erhalten. Ansonsten schlüpft man leichter in Blue-Jeans und T-shirts. Wer möchte in der Mode nachhinken? Massenkommunikationsmittel, politische und wirtschaftliche Fragen, der moderne Massentourismus führen den Trend zu einer Vereinheitlichung der Menschheit an. Dorfleben und Dorfgeschehen laufen im Zweitakt der Saison und der toten Zeiten ab. Ist endlich der "Fremde" wieder über alle Berge, merken die Einheimischen, daß sie sich selber gegenüber fremd geworden sind. Der Handwerker



ist in die Handwerker- und Industriezone am Dorfrand eingewiesen worden. Der Bauer ist über's Jahr Hotelier geworden und kann in der Tat Millionär werden. Der Begriff vom "Bauernschmaus" auf Speisekarten anlässlich von Gästewerbewochen in den Tälern rettet etwas von der Figur des Bauern aus alten Zeiten in die mechanisierte und industrialisierte Wohlstands-Neuzeit herein. Man arbeitet, um zu verdienen, nicht um zu leben.

Die Votivtafeln an den bleichen und verrußten Wänden von Wallfahrtskirchen wecken wehleidig im flüchtigen Einkehrer eine Art von seichter kunsthistorischer Neugierde - wo man heute doch schneller, totaler und viel öfters verunglückt. Man hat sich inzwischen an die Statistiken der Toten auf Gemeinde-, Land- und Staatsstraßen gewöhnt. Man spricht von Blechsalat und Autofriedhöfen.

Aus dem prosaischen oder gesanglichen "Tal der Tränen" des klassischen Salve-Regina-Gebetes ist im Zuge von Entwicklung, Forschung und Fortschritt ein blühendes Tal von Weltruf geworden.

Am Arbeitsplatz ist modernes Management, womöglich japanischer Qualitätsmarke, verlangt. Man weiß um die standardisierende Innenarchitektur. Die alte Rumpelkammer hat ausgelebt. Dorf-, Tal-, Land- und Bauernmuseen fangen den noch zurückgelassenen Hausrat aus Großmutterzeit und den Rest von Gerätschaften aus dem verschwundenen Schuppen auf.



Der Kirchgang ist zu einer gelegentlichen Kirchfahrt mit Galaauftritt geworden. Die Wetterandacht ist nicht mehr glaubwürdig und zieht auch nicht mehr, nachdem Wettersatelliten verbunden mit Personal Computer zu jeder Tages- und Nachtzeit die Wetterlage voreilig verraten. Im Geheul der Feuerwehirsirene verstummt die Wetterglocke. "A fulgure et tempestate, libera nos Domine" hieß es früher im sakralen Raum der Pfarrkirche.

Wer alles heute im Dorf das Sagen hat, ist nicht eindeutig klar. Sicher ist der Slogan: "Der Gast ist König". Und es gilt, mit der Zeit Schritt zu halten, zeitgerecht zu leben. Also machen wir doch einige Schritte durch's Dorf! Es wird uns stärker bewußt, daß wir in einer dynamischen Welt leben.

Früher gab es eine mehr oder weniger statische Gesellschaft, die sich in ihren Strukturen und Institutionen nur sehr langsam und fast unbemerkt verändert hat. Man hat kaum über Veränderungen und Veränderlichkeit reflektiert. Über Jahrhunderte galt die Landwirtschaft und der Bauernhof als eine heile, in sich geschlossene Mikrowelt. Inzwischen bietet man, stolz auf Eigenleistungen und staatliche Subventionen, Urlaub auf dem Bauernhof mit Buttermilch und Kalt- und Warmwasser an. Wir erleben eine Zeit tiefgreifender, also radikaler Veränderungen. Wir selbst als "homo faber" und "homo tecnicus" haben diese Umwälzungen heraufbeschworen. Wir sind zugleich Kind und Vater unserer Zeit.

In diesem Zusammenhang sollten wir gemeinsam das Abenteuer des Denkens, Nachdenkens, Überlegens, des Vergleichens und des Abwägens wagen. Wir nehmen eine Art "Lokalausgang" vor, jeder von seinem Standort aus, ausgerüstet mit seinem Standpunkt und aus seinem Blickwinkel heraus. Schließlich ist es ja unser Dorf. Und Gedanken sind frei!

Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Über den Gast sind wir daraufgekommen, daß es bei uns schön und auch weniger schön sein kann. Gerade im modernen Wohlfahrtsstaat muß der Bürger auch auf Selbsthilfemaßnahmen zurückgreifen. Auch in der schnellebigen Zeit unseres Atomzeitalters muß es dem normalen Menschen möglich gemacht werden, durch Selbst- und Fremderfahrung klug zu werden. Jeder Mensch, ob klug oder töricht, geht durch die Schule des Lebens. Nicht nur die Schulbank drückt, auch der Arbeitsplatz hat seine Last. Vor dem geschriebenen Wort hat es die Lebensweisheit gegeben, die mündlich weitergeliefert worden ist. Was überliefern wir der nachrückenden Generation an Eindrücken, Erkenntnissen, Erlebnissen, gemachten oder vermiedenen Fehlern, an Lebenssinn und Lebensglück? Die Welt ist machbar geworden. Aber menschliches Leben gelingt immer weniger!

Erwachsenenbildung geht auch den hartgepflasterten Weg der Beobachtung und Bewunderung, der Feststellung und der Vergleichsanstellung, der Aufschlüsselung und der Aufarbeitung von Erfahrungen, der bewußten Veränderung und Umstellung individueller und gemeinschaftlicher Lebenseinstellungen und Lebensvollzüge.

Es bedarf nicht bloß der Aussichtspunkte in Dorfnähe für Durchreisende. Gerade die Einheimischen, alteingesessene und zugezogene, brauchen Zeit und Muße, um sich aus den Niederungen und den Selbstverständlichkeiten des griesgrämigen Alltags zu erheben und Abstand zu allem Vordergründigen und vorläufig Auffälligen zu gewinnen. Dann werden sie in die Lage versetzt, möglichst "sine ira et studio" die Heimatgemeinde, die Dorfbevölkerung, das Dorfleben zu analysieren. Wie im Kinohaus sich Mensch und Ding unserer gegenwärtigen geschichtlichen Phase vor Augen führen



lassen. Eine bescheidene, aber ehrliche und wahrheitsgetreue Radiographie der eigenen Mit- und Umwelt versuchen, um dann gemeinsam eine Diagnose zu stellen, den Gesundheits- oder den Krankheitsgrad festzustellen und daraufhin eine Prognose zu wagen.

Schließlich soll unser Dorf Zukunft haben, auch wenn alles bereits verbaut, vermauert und verbetoniert ist. Und wir selbst haben vieles noch vor. Neue Rekordzahlen sollen dies dann festhalten.

Es wird uns eingehämmert, daß wir in Zeiten großer Umwälzungen leben. Da sich immer mehr immer rascher verändert, leidet der Mensch zusehends an Weltfremdheit, an Überforderung und an Lebensüberdruß. Er versteht sich, die anderen und seine Umgebung nicht. In Krisenzeiten steckt er selbst in Krisen. Landauf und landab, sonntags und werktags geht die Rede von Wertewandel. Man schiebt dem modernen Zeitgeist die Schuld in die Schuhe und taucht wie Pilatus die Hände ins Wasser.

Welche Geister laufen heute herum? Sicher nicht mehr Hexen wie im Mittelalter oder wie in den Alpensagen. Wie sieht es in Wirklichkeit aus? Warum ist es so und nicht anders? Und wie könnte es eventuell anders aussehen? Gerade in unserer Eigenschaft als Erwachsene sollten wir neugierig sein und wie das Kind, das sich seine Umgebung erst erobert, nach dem Warum fragen. Wir sind, jeder auf seine Art, "animal rationale". Wir sind denkfähig und hoffentlich auch denkbereit, beweglich im Reflektieren. Wir besitzen einen Verstand, haben vielleicht sogar einen gesunden Hausverstand. Wir haben Fingerspitzengefühl oder für jemand oder etwas eine besondere Sensibilität. Wir können uns selber Gedanken machen: denken nachdenken, überdenken, bedenken! Wir vermögen auch, in Zusammenhängen zu denken. Ein vernetztes Denken ist notwendig in einer immer

komplexer funktionierenden Gesellschaft mit allerlei bürokratischen Engpässen und Leerläufen.

Selbst die Dinge beim Namen nennen, ohne den Experten teuer bezahlen zu müssen. Warum immer nur die Wirklichkeit aus zweiter oder dritter Hand, abgegriffen und abgefärbt, mit Links- oder Rechtsdrall? Gebrauch machen von den Augen und den Ohren! Der Alltagswirklichkeit auf die Spur kommen. Nachspüren wie es dabei mir und anderen ergeht. Auf Hintergründe und Erstursachen stoßen. Unterscheiden lernen zwischen Vorrangigem und Marginalem. Endlich wissen, was Dichtung und was Wahrheit ist.

Auf den ersten Blick ist bald alles klar und plausibel. Aber das Bekannte ist noch lange nicht das Erkannte! Die Wirklichkeit ist eines zweiten Blickes würdig. Es gilt, sie besser zu verstehen und eventuell besser in den Griff zu bekommen. Es gilt vor allem, Verständnis für den Menschen mit seinen Problemen zu gewinnen.

Hier liegt das Übungsfeld, um nach und nach als Mensch und Christ zu wachsen, zu reifen, volljährig und mündig zu werden. Auch im neuzeitlichen Versorgungsstaat gilt die alte Weisheit: "Jeder ist seines Glückes Schmied". Die Gluckhenne mit ihren Küken paßt als Bild nur auf dem Bauernhof!

Wer muß am Gängelband geführt werden? Wir sind unendlich mehr als Marionetten oder Schachfiguren oder Schafe oder Schablonen oder Nachäffer.

2. Schema für die Vorbereitung und Durchführung des Seminars

Gegenstand (was?)

Unser Dorf und wir die Dörfler,
Dorfleben und Dorfgeschehen einst und heute: Zeitgeschichte.



*Weiler im ehemaligen
Bergbauerdorf Corvara in den
Dolomiten/Südtirol*



*Sportanlagen statt
Bauernhöfe in Cor-
vara heute, einem
Zentrum im größten
Skikarussell der Welt.*

Ziel (wozu?)

kognitiv: Wissens- und Bemerkenswertes;
demographische und soziographische Entwicklung
der Bevölkerung;
die Arbeitswelt, die sozialen Gruppen, Vereine,
Verbände...

Dorfpolitik, Bbauungsplan, Grünzone, Industrie-
Sportzentrum...

affektiv: "Liebe auf den 2. Blick", sich begeistern
für...

Gemeinplätze in Frage stellen, Fallbeispiele be-
sprechen...

Heimat entdecken: dort, wo meine Wiege stand...
Fundamentales...

operativ: Mitverantwortung übernehmen, für Per-
sonen oder Bereiche zuständig werden
,Mitgliedschaft in Vereinen wagen, Initiativen
durchtragen...

Teilnehmer (für wen oder wer?)

Interessierte am Dorfgeschehen: jung und alt,
Verantwortliche in der Pfarr- und Zivilgemeinde,
Vorstände und Mitglieder von Vereinen, In-
stitutionen, "Die Weisheit wohnt nicht in einem
Haus".

Leiter (wer?)

Der Animator oder "Hintermann"
der Leiter der Erwachsenenschule, der Chronist, der
Pfarrer, ein Lehrer...

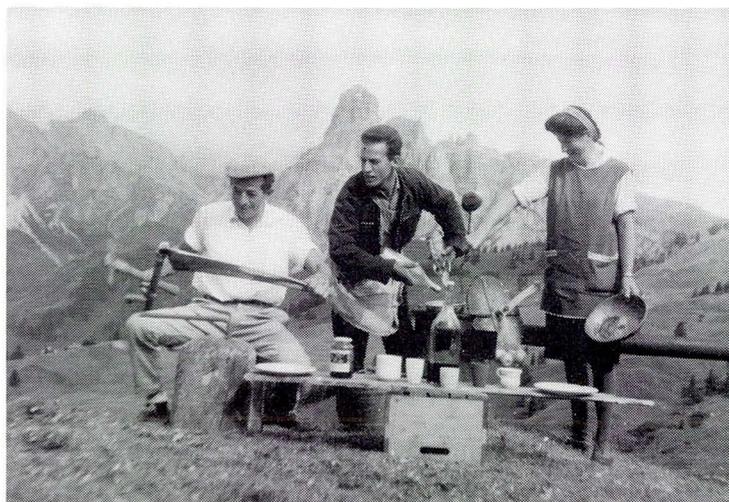
Methode (wie ?)

Sehen,
Urteilen,
Handeln.

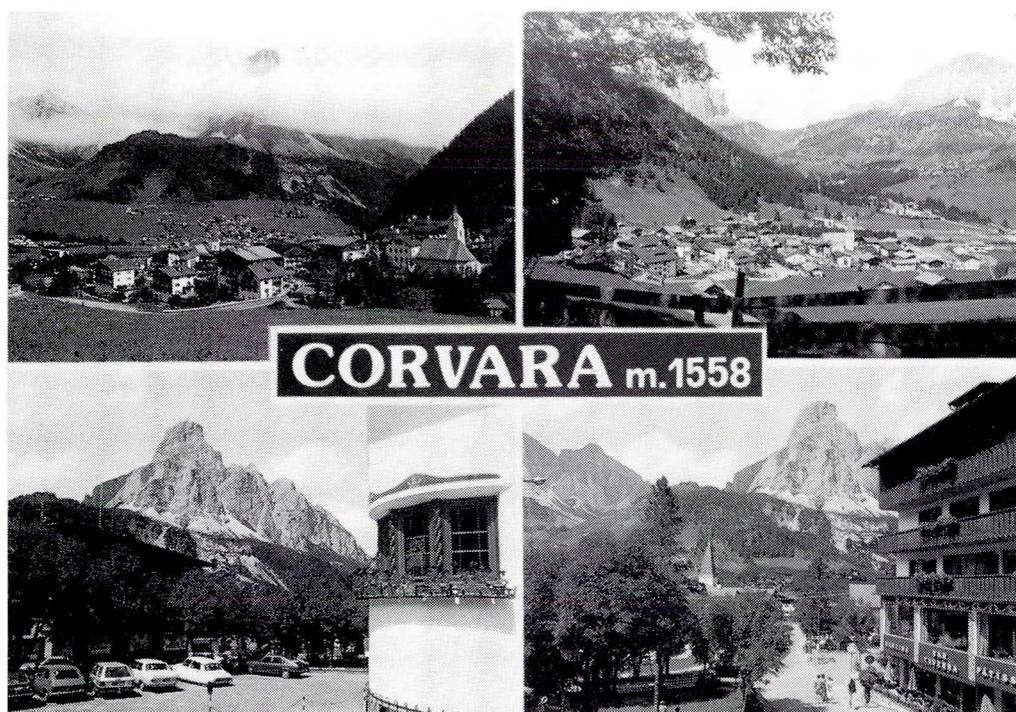
Medien (womit?)

Dorfbilder (Fotowettbewerb), Dias, Amateurfilme,
Werbeprospekte, Zeitungsartikel, Dorffest, Dorfge-

Bauernsöhne, -töchter auf der Alm in den 60er Jahren. Heute Skigebiet



Corvara, heute



schichten, Dorfmuseum, Ausstellungen, Dorfprojekte, Kunstdenkmäler...

Zeit (wann?)

1 Vorbereitungsabend: die Initiatoren setzen sich mit dem potentiellen Leiter zusammen. 3 Abende mit je 90 Minuten (1 Fußballspiel), eventuell mit "Spielverlängerung" von 30 Minuten, im Zusammenhang einer Dorfbildungswoche.

Lokal (wo?) Haus der Dorfgemeinschaft, Kulturhaus, Pfarr- oder Gemeindesaal.

Werbung

"Mundpropaganda", Plakate, Schaukasten, Lokalpresse, private Rundfunksender, schriftliche Einladungen...

3. Es werden Vorbereitungsaufgaben verteilt:

1. *Am Vorbereitungsabend* wird auch ausgemacht, wer am ersten Abend die Dorfsituation skizziert und die Diskussion einleitet. Ideale und berufene Referenten für den ersten Abend sind Bürgermeister, Gemeindeassessoren (-referenten), engagierte Laien, Vorsteher von Verbänden, Lehrer, Dorfchronisten...

Am Ende des ersten Abends wird kurz der zweite Abend angekündigt. Es können kleine Aufgaben verteilt werden, so daß Impulsgedanken für den zweiten Abend dann gegeben werden können.

3. *Der zweite Abend* soll geleitet werden von jemandem, der Inhalte der christlichen Gesellschaftslehre kennt und die geschichtliche Situation im Lichte

der Frohbotschaft Jesu Christi zu interpretieren vermag.

4. *Am dritten und letzten Abend* sollen Vertreter der Verbände und Vereine, Einzelpersonen und Initiativgruppen zu Wort kommen. Sie können aus dem Gehörten, Gesagten, Überlegten und Erkannten Schlüsse ziehen für ein mögliches Tätigkeitsprogramm. Es kann sich ein Team bilden, das Aufgabenfelder näher umreißt und zu Aktionen greift. Es können Resolutionen oder Vorschläge erarbeitet werden, die dann an die entsprechenden Stellen entsandt werden. Öffentlichkeitsarbeit kann gemacht werden. Informationen können weitergereicht werden.

Die Teilnehmer können weitere Begegnungsabende mit anderen Themenstellungen vereinbaren. Sie können sich als eine Art kritisches Gewissen der Pfarr- und der Zivilgemeinde konstituieren.

Es soll nicht wieder alles beim Alten bleiben!

Jemand muß anfangen. "Der Weg entsteht beim Gehen, aber auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt".

4. Die Methode

1. *Abend: "Sehen"*

Sehend werden oder die Wissenschaft vom 2. Blick.
Die Froschperspektive: von unten her.
Die Vogelperspektive: von oben.
Mein Blickpunkt - der Blickwinkel der anderen.
Beobachten lernen und aufmerksam werden auf...
Feststellen, daß...
Sich vergewissern.
Staunen können und betroffen sein.
Einblick und Überblick.
Kurzichtig und weitsichtig.
Sensibel werden für...
Erlebnisse und Erfahrungen einbringen und aufschlüsseln.
Lernen lernen.

2. *Abend: "Urteilen"*

Geistige Auseinandersetzung.
Die Wirklichkeit verstehen.
Einsicht bekommen in...
Einen Blick hinter die Kulissen tun.
Zusammenhänge und Hintergründe kennen.
Ein "vernetztes" Denken.
Mein Eindruck, meine Ansichten, meine Überzeugung.
Bewußte Stellungnahme zu Fragen und Problemen.
Werturteile versuchen.
Neuorientierung anhand der Frohbotschaft Christi und der Soziallehre der Kirche.
Kompetent werden für...
Mündig und erwachsen werden...
Mein Standpunkt - Farbe bekennen.

3. *Abend: "Handeln"*

Was nun?

Besprechung, Vorbereitung und Einübung verantwortungsvollen Handelns und bewußter Lebensführung.
Programmerstellung, Planung von Aktionen, eintreten für...

Adresse des Autors:

Dr. Vijo Pitscheider,
KVW-Bildungsreferat

Marconistraße 23
39100 Bozen

Tel: 0471 / 978056, 978057

15. Jahrestagung der Chronisten des Bezirks Kufstein

Fritz Kirchmair

Zu der wie immer gut besuchten Jahrestagung, diesmal am 15. Oktober 1987 im Pfarrsaal von Brandenburg, sind 36 Chronisten und Freunde des Chronikwesens gekommen. Der Bezirksbeauftragte berichtete und erläuterte die angefallenen Aktivitäten im Arbeitsjahr 1986/87, die sehr zahlreich waren. Im Mittelpunkt stehen die Vorbereitungsarbeiten für die 1200-Jahrfeiern zum "Indiculus Arnonis" in den Gemeinden Brixlegg, Radfeld, Kundl, Kirchbichl, Brixen i.T., Kufstein/Zell, Ebbs und Erl. Der Bezirksbeauftragte bemühte sich als Leiter eines Redaktionsausschusses um gemeinsame Akzente, so z.B. einer gemeinsamen Festschrift, bezirks- und gemeindeeigener Plakate, gemeinsamer Großveranstaltungen, einer Wanderausstellung und die Prägung einer Gedenkmünze. Seit einigen Wochen herrscht aber eine Patt-Situation, da eine Gemeinde die anfallenden Unkosten nicht zu tragen gedenkt. Es ist daher durchaus möglich, daß seine Bemühungen letztlich umsonst waren. Was bleibt, ist der Beitrag der Chronisten für eine Wanderausstellung. Auch dazu ist noch ein Arbeitsgespräch notwendig. Fest steht aber, daß die nächstjährige Arbeitstagung der Orts-Chronisten in Erl stattfindet, grenzüberschreitend mit Freunden aus Nußdorf und Neubeuern, und daß die 16. Jahrestagung in Kundl zur Durchführung kommt - ganz im Zeichen der "Notitia Arnonis". Der Bezirksbeauftragte verwies auch auf die Iden des März 1938 und auf die zeitgeschichtliche Problematik für das Jahr 1988. Auch wir Chronisten werden uns mit diesem Thema zu beschäftigen haben und wollen in der Vergangenheitsbewältigung nicht abseits stehen. Über das "Wie" wird noch zu reden sein.

Höhepunkt der Jahrestagung war die Filmvorführung "Die Trift in Brandenburg" von Herrn Oberförster Karl Finkernagel. Zu Anfang stellte er einen geschichtlichen Rückblick vor, zeigte die Bedeutung der Holzlieferung, die Erzeugung der Holzkohle für die Schmelze in Brixlegg und für die Saline in Hall, die soziale Stellung

der Holz- und Lendmeister und die einschneidende Wirkung der Stilllegung der Holztrift auf. Sein Farbfilm ist ein einmaliges Zeitdokument. Wir konnten nicht nur die Vorarbeiten, die Bringung des Holzes, die Öffnung der Schleusen und die gefährvolle Arbeit entlang der Schlucht und auf der Kramsacher Lende aufmerksam verfolgen, auch die Arbeitsmethoden und den Beruf des Holz- und Lendarbeiters näher kennenlernen. In den Grußworten kam der Dank und die Bedeutung dieses Zeitdokuments immer wieder zum Ausdruck.

In aller Bescheidenheit stellte Gemeindesekretär Ludwig Rupprechter sein Arbeiten als Orts-Chronist vor, sein Bemühen, in Bild und Wort das festzuhalten, was der Nachwelt dienlich sein könnte. Er berichtete auch von der etwas mühsamen Entstehung des Brandenberger Buches, von der vorbereiteten Ausstellung, die Einblick in sein bisheriges Arbeiten gibt und vor allem auf das Thema "Trift in Brandenburg" bezug nimmt. Die Ausstellung berücksichtigt auch die mineralogische Bedeutung des Brandenberger Tales und das alte Brauchtum. Jeder, der um den Fleiß eines Orts-Chronisten weiß, spürte, welch ein enormer Arbeitsaufwand hinter der schlichten Darstellung wirklich steckt. In mehreren Grußworten wurde die Arbeit der Tiroler Chronisten gewürdigt und im Speziellen Herrn Rupprechter Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Hw.Herr Pfarrer, selbst ein Nachkomme des Tiroler Historikers Josef Hirn, bekannte, daß er selbst mitunter gerne in die Fußstapfen eines Orts-Chronisten tritt und zeigte dies an den beiden Festschriften der Pfarrkirche von Brandenburg und Aschau. Herr Bürgermeister Neuhauser stellte seine Gemeinde vor, ging dabei auf den Strukturwandel ein, auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Erzherzog Johann-Klause und lud zur Besichtigung der Ausstellung und zu einem gemütlichen Beisammensein ein.

Dorfgeschichte - Geschichte im Spiegel eines Dorfes

Zur Ausstellung »Dorf Tirol in alten Ansichten« auf der Brunnenburg und zum Katalog »Plent und Calville«
Benedikt Erhard



*Die Familie Kuperion um 1920
Hände und Gesichter erzählen vom täglichen "Roggern
und Schinden".*

Die Geschichte eines Dorfes im Spannungsfeld von schwarzem Plent und edlem Calville, zwischen dem Buchweizen für die Alltagskost und dem feinen Apfel für den Export, darzustellen, verspricht überraschendes. Nun ist Dorf Tirol zwar im Schatten von Schloß Tirol gelegen und durch seine Chronik geistern zahlreiche gekrönte Häupter und sonstige Prominenz, übers Anekdotische hinausgehende Überraschungseffekte aber sind mit den entsprechenden Geschichten kaum zu erzielen. Das Überraschende der Ausstellung "Dorf Tirol in alten Bildern" und des Katalogs " 'Plent und Calville' Dorf Tirol 1850-1950" hingegen ist, wie materialreich, bunt und anschaulich Siegfried de Rachewiltz und seine Mitarbeiter von der Jungen Generation Dorf Tirol die jüngere Geschichte eines im übrigen sicher gar nicht so untypischen burggräflicher Dorfes darzustellen verstanden. Die Ausstellung, noch kurze Zeit auf der Brunnenburg in Dorf Tirol zu sehen, besticht vor allem durch die reiche Auswahl und die technische und ästhetische Qualität der gezeigten Fotografien, die zu einem guten Teil auch im dazugehörenden Katalog wiedergegeben und erläutert sind. Dieser Katalog freilich sprengt mit seinen 148 großformatigen Seiten, seinen ausgezeichneten graphischen Konzept und seinem umfangreichen Text- und Materialteil bei weitem den üblichen Rahmen von Begleitheften zu solcherart Ausstellungen. Anhand reichhaltiger Archivmaterialien und immer wieder treffend eingefügter Erinnerungen und Kommentare von alten Dorf Tiroler Gemeindebürger wird hier ein dichtes Bild der bäuerlichen Arbeitswelt und seiner Veränderungen im dargestellten Zeitraum, des alten Brauchtums, besonderer Ereignisse und Naturkatastrophen, der Vereine und Institutionen des Dorfes gezeichnet, werden Familien und bekannte Persönlichkeiten des Dorfes portraitiert und werden die großen politischen Zäsuren dieses Jahrhunderts dargestellt. Die beiden Weltkriege mit ihren Folgen für das Dorf - Arbeitskräftemangel, Zwangsrequirierungen, Fremdarbeiter, Gefallene und Invaliden - werden genausowenig ausgespart, wie die Spuren, die zwei Diktaturen, Faschismus und Nationalsozialismus, im Dorf hinterlassen haben. Dabei lassen die Autoren im wesentlichen die Quellen für sich sprechen: Die Versuche des italienischen Faschismus etwa, durch Italienisierung von Namen und großflächig aufgepinselfelte Parolen Italienita zu demonstrieren, das erste in italienischer Sprache noch holprig abgefaßte



Der neue Dachstuhl auf Schloß Auer ist vollendet. Wie "Heiligenattribute" halten der Zimmermann und seine Gesellen ihre Arbeitsgeräte in den Händen: Identifikation von Mensch und Werkzeug.

aber nicht unterschriebene Gemeinderatsprotokoll und ein seltenes Bild eines Jugendvereins in Tracht etwa, oder eine knappe Chronik von Ereignissen aus den Jahren 1933 bis 1943 mit Meldungen über symbolische Akte des Widerstands, über die teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen "Dableibern" und Optanten, über die aufkommende Begeisterung für den Nationalsozialismus, über das Ergebnis der Option usw. usf.

Ergänzt wird dieser Katalog durch einen umfangreichen Anhang mit Materialien zur Dorfgeschichte: Zahlreiche Statistiken und Verzeichnisse geben Auskunft über Viehbestand, Steuerleistungen und ähnliches im 19. und frühen 20. Jahrhundert - so erfährt man etwa, daß im Jahr 1871 in Dorf Tirol 9000 Liter Schnaps gebrannt oder im Jahr 1903 ganze 41 Personen als ortsfremde Gäste gezählt wurden. Auszüge aus den Gemeinderatsprotokollen von 1905 bis 1925 geben ein detailliertes Bild der Politik im Dorf und was dazu gezählt wurde. Ein zweiter Teil des Materialanhangs schließlich enthält Auszüge aus der Pfarrchronik von Dorf Tirol von 1893 bis 1901, in der der damalige Pfarrverwalter Johann Ladurner in minutiösen Bildern und Kommentaren das damalige Dorfgeschehen, - Todes- und Krankheitsfälle ebenso wie Raufhändel und den Ausgang von Gerichtsverhandlungen, prominente

Besuche ebenso wie Besonderheiten des Wetters, Ernteergebnisse, Bauvorhaben und vieles andere mehr - festgehalten hat.

Mit diesem Katalog werden die zahlreichen Bilder der Ausstellung auch für ortsfremde Besucher zu einem Erlebnis und verbindet sie mit den vielen Geschichten und Anekdoten zu einem lebendigen Bild, in dem Dorfgeschichte und "große Geschichte" in ihren vielfältigen Zusammenhängen sichtbar werden.

"Plent und Calville" Dorf Tirol 1850-1950... Ein Jahrhundert in Bildern und Berichten. Herausgegeben von der Jungen Generation Dorf Tirol und dem Arbeitskreis Brunnenburg, Redaktion: Siegfried de Rachewiltz, Rita Pircher, Walter Schweigkofler. Dorf Tirol 1987. (Erhältlich im Buchhandel oder beim Arbeitskreis Brunnenburg, 39019 Dorf Tirol)



Das Hochzeitsbild. Der Mann hat den Bart... aber fast wie ein Kind hält er sich am Daumen seiner Frau fest. Solchen Händen kann man sich anvertrauen.

Schwarzplent und Calville: zwei Aspekte im Leben unseres Dorfes, dessen Spuren wir an Hand von Bildern, Erinnerungen und schriftlichen Aufzeichnungen sichern wollten.

Der Plent, genauer gesagt der Schwarzplent, (um ihn von der Polenta aus Maismehl zu unterscheiden), bezeichnet den Buchweizen (*Polygonum Fagopyrum*), der hierzulande mindestens schon seit dem 15. Jahrhundert als Roggennachfrucht angebaut wird und der bis vor einigen Jahrzehnten eine wichtige Rolle in der bäuerlichen Alltagskost spielte. Als Nachfrucht war der Buchweizen nicht zehentpflichtig, doch man darf annehmen, daß die schwarzplentenen Knödel auf herrschaftlichen Tafeln so und anders verpönt waren; auch die bäuerliche Bevölkerung, die den Buchweizen zwar als eine ergiebige und gehaltvolle Speise schätzte, wußte so manches Schauermärchen von den Strafgotteskugeln zu erzählen (so nannte man sie manchmal aus Überdruß): wenn sie zu gleim gerieten, konnte ihre Härte geradezu lebensgefährlich werden.

Dem legendären Lexn Ander - ein Dorf Tiroler Saltner und Original - soll beim Gasthaus Sonne einmal eine solche Kugel beim Fenster "hinausgesprungen" sein: sie prallte gegen eine Ziege auf und landete in der Dachrinne des Nachbarn. Diesen Vorfall hat der Ander der Wirtin so geschildert: "Du, Anna, dir sein die Kneidl haint nit guet gratn! I han uan gwellt ausananderstechn, nor isch er pan Fenschtr aussì, die Kestnprugger Moida isch mit der Goas firgfarn, nor hat's an Plerrer getun, und zlescht isch er pan Furgger afn Trafkundler glandet! Gea schaug, die Kundl hat an Magg!" (Josef Prünster)

Überall in unserem Dorf wo Roggen angebaut wurde, blühte früher auch der Plent: die größten Korn- und Plent-Äcker waren beim Pamer, Schnitzer, Pfleger, Tritscher, Luz, Farmer, und auf der Burgleach. Man muß gar nicht so alt sein, um sich an das Knistern der Sandkörner beim Essen der schwarzplentenen Knödel erinnern zu können...

Jüngeren Datums ist die Calville-Kultur: bei uns waren es vor allem adelige Pomologen (von Popov, von Grabmayr, Prestin, Radio von Radiis), die sich ab 1880 für den Anbau des köstlichen Calville-Apfels einsetzten. In kürzester Zeit wurde der weiße Winter-Calville aus dem südlichen Tirol zum "Regentenapfel", so genannt, weil er auf den Tafeln aller Regentenhäuser Europas begehrt war. Aber

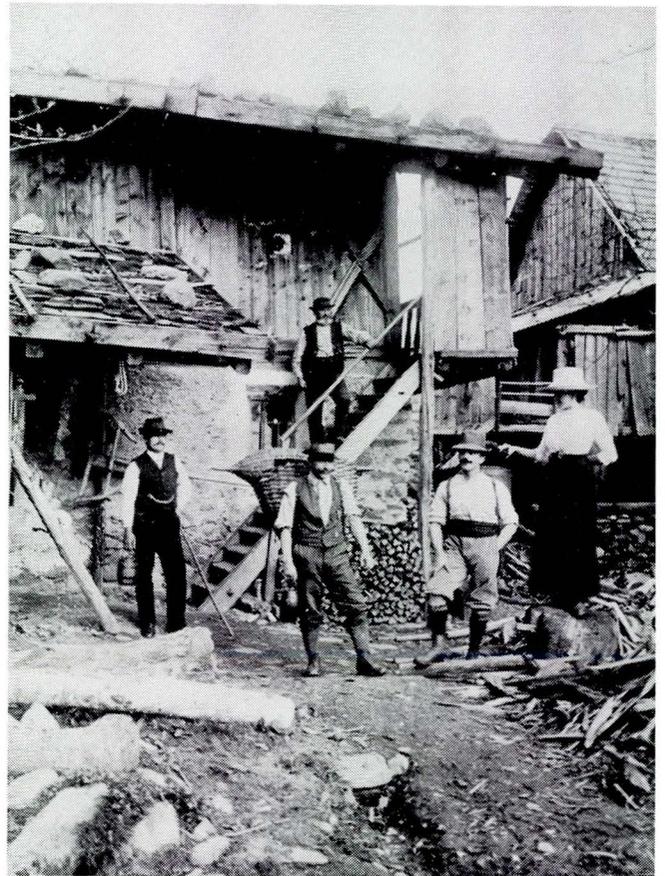
auch die Bürger der Großstädte schätzten ihn. Es waren hauptsächlich jüdische Obsthändler aus Krakau, die unsere Äpfel in die östlichen Länder der Donaumonarchie verfrachteten. Am Hofe des Zaren war dieser noble Apfel eine Delikatesse, der man besonders gewogen war: "Rußland hat die Peschtn aufgekaaft, zemm isch's Kilo a Kron gwesn. Zemm isch der Calville afn Pam obn schun in an Sack innikemmen!"

Im Jahre 1900 wurden 2 Waggons dieser feinen Äpfel aus Meran sogar bis nach China versandt: sie waren für die deutschen Okkupationstruppen bestimmt. Der Triumphzug des Calville-Apfels fand mit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges ein jähes Ende, als der habsburgische Vielvölkerstaat auseinanderbrach und in ganz Europa "die Lichter ausgingen".

Der Plent in unserem Titel steht für die Alltagskost und für den Alltag schlechthin. Viele der hier abgebildeten Lichtbilder bezeugen das "Raggern und Schinden" dieses Alltags. Am deutlichsten zeigen es uns die Porträts: junge Männer mit alten Gesichtern, zartgliedrige Frauen mit Händen wie Heugabeln, Kinder mit den Buckeln ihrer Großeltern. Zum "schwarzen Plent des Alltags" gehören auch die vielen "tragenden Gestalten", hauptsächlich Frauen und Kinder die, so möchte man meinen, das Haus ohne einen Rückenkorb gar nicht verlassen durften, um ein wenig Streu oder Futter aufzulesen. Hierher gehören auch die Dorfarmen und die Dorfarmengoas, die "Gruppenbilder mit Arbeitsgeräten", die barfüßigen Schulkinder, die Bilder vom Pflügen, vom Scheren der Schafe, vom Wimmen und Mosten, die aus Stroh geflochtenen Bienenkörbe, die Zimmerleute, die Geräte wie Heiligenattribute vorzeigen, die "letzte Bötin" und vieles mehr.

Als "Ikonen des Alltags" möchte ich schließlich noch jene Bilder bezeichnen, die uns die frühere Wiesen- und Reblandchaft vor Augen führen, die Hauslandschaft mit den Stroh- und Schindeldächern (die uns unwiderbringlich verlorengegangen ist), die Kleidung (stets ein Gemisch von Tracht und "Alltagskleider") und nicht zuletzt die Stille und Abgeschiedenheit unseres Dorfes, zu einer Zeit, als sich nur selten ein Fremder hierher verirrt und man am Abend nur das Tengeln der Sensen hörte...

Der noble Calville: er steht für den Einbruch der Geschichte ins ländliche Dorfleben, für den Hauch der weiten Welt, für Pomp und Pöllerknall bei Primizen und kaiserlichem Besuch. Zur Aura des Calvilles gehören die geheimnisvollen Gebrüder Silbergleit, die Krakau mit den sonnigen Früchten des Südens versorgen; die 18 "Touristen" aus Bosnien und der Herzegowina, die 1909 Dorf Tirol aufsuchten; die Zagglpöck, langhaarige Ziegenböcke mit prächtigen Hörnern, die unternehmungslustige Dorf Tiroler in Kroatien und Slowenien kauften und auf unseren Almen weiterzüchteten. Zum Glanz des Calvilles gehören Feste jeder Art, Fahnenweihen, Kirchweihen, Schützenfeste, Hochzeiten,



Touristenbesuch um 1900 - Man gibt sich »rustikal« und verwendet Arbeitsgeräte als Attrappen: »Weinzumm«, Korb- und »Köstnriggl«...



Auf der Alm, um 1920. Gruppenbild mit Kuh, Ziegenbock und Geräten. Der Senner thront in der Mitte, umgeben von Hirten und Gehilfen.

Kaiserjubiläen und die schier unüberschaubare Folge kirchlicher Feste im Jahreslauf, mit den dazu gehörenden Prozessionen, Pöllern und "Pelatonfeuern".

Dämmerlicht des Calvilles: der letzte Besuch der rastlosen, unglücklichen Kaiserin von Österreich, ein Jahr bevor sie in Genf ermordet wurde; die Eröffnung des Schießstandes durch den österreichischen Thronfolger, dessen Ermordung in Sarajewo zum zündenden Funken für den 1. Weltkrieg wurde: Nur all zu bald mußten die Dorf Tiroler Standschützen ein letztes Mal ihre Treffsicherheit am Schießstand bei der Brunnenburg erproben, bevor sie an die Front geschickt wurden.

Die "Belle Epoque" des Calvilles endete in einer Katastrophe, im Wahnsinn des Krieges. Und so gehören zur tragischen Kehrseite des Calville-Zaubers die makaberen Abschiedsparolen auf den Lichtbildern der einrückenden Soldaten ("Bald werden wir im Kampfe stehn, wer weiß ob wir uns wiedersehen"), der Mangel an Arbeitskräften bei der Ernte, das Elend der Gefangenen, das Lazarett im St. Fidelishaus, die vielen Toten, Verwundeten und

Vermißten. Als sich nach einigen Jahrzehnten der Wahnsinn wiederholte, war der Glanz der "kakanischen" Calville-Kultur endgültig erloschen: als man dem Führer einen Korb mit Südtiroler Calville überbrachte, ging es nur mehr um "Erzeugungsschlachten", um Balilla-Ausweise und Ahnenpässe, um Blutreinheit und Umsiedlung. Freilich, das Leben im Dorf ging weiter, es gab immer noch "Alltag und Fest", doch war alles so grausam verzerrt, daß man sich schwer tut, diese Begriffe überhaupt noch anzuwenden. Eines brachte der eine wie der andere Krieg den Bewohnern unseres Dorfes: Not und Bedrängnis. So wie die Gemeinde 1915 um die Beurlaubung der Dorf Tiroler Standschützen zur Einbringung der Ernte gebeten hatte ("Unsere Leute sind schon seit Beginn des Krieges gegen Italien immer ganz vorne an der Front gestanden"), so bittet der kommissarische Bürgermeister von Dorf Tirol am 10. Oktober 1944 um einen dreitägigen Arbeitsurlaub für den Polizeireservisten Laimer Luis "da er als einziger in der Fraktion St. Peter eine Dreschmaschine besitzt und am 16. Oktober der Drusch des Buchweizens beginnt."

DIE BERGSCHULE MATATZ, von Sepp Haller, Meran, 1986

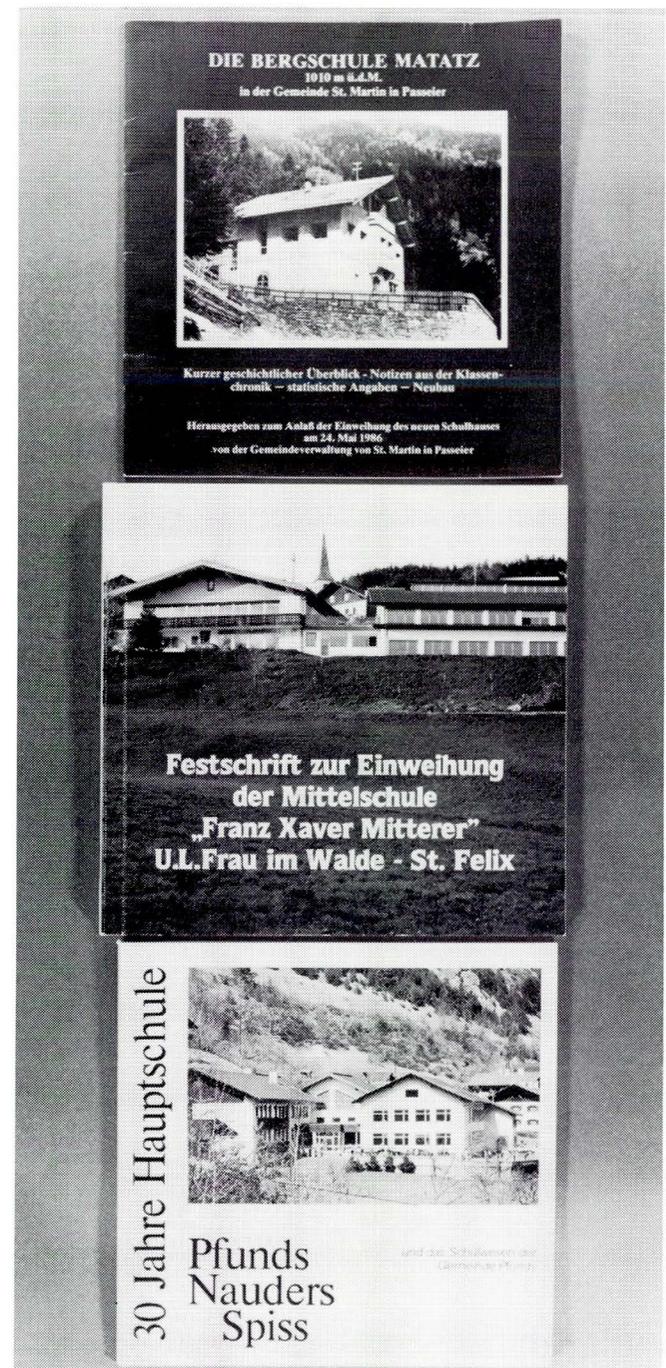
Anlässlich der Einweihung des neuen Schulhauses Matatz im Mai 1986 gab die Gemeinde St. Martin in Passeier diese kleine Schulfestschrift heraus. In einem kurzen geschichtlichen Überblick erläutert der Autor unter anderem die Entstehung der einklassigen Bergschule im späten 18. Jahrhundert. Den Unterricht hielt zunächst eine von der Gemeinde beauftragte Notschullehrperson mit "beispielhaftem Charakter" aber ohne spezielle schulische Ausbildung. Zahlreiche Notizen aus der Klassenchronik, Statistiken und Fotografien ergänzen die Schulchronik. Den Schulbetrieb vergangener Tage dokumentieren sehr anschaulich die Berichte ehemaliger Schüler. Die sehr gelungene Schulfestschrift beschreibt im letzten Kapitel ausführlich das Zustandekommen des neuen Schulhauses mit einer Fotodokumentation.

FESTSCHRIFT ZUR EINWEIHUNG DER MITTELSCHULE "FRANZ XAVER MITTERER" U.L. FRAU IM WALDE - ST. FELIX, Deutschnonsberg, 1986

Eine Urkunde aus dem Pfarrarchiv Deutschnonsberg bezeugt bereits 1648 den Bestand der Schule "Unsere lb. Frau im Walde". Die Schulchronik zeigt in dieser Festschrift die stetige Entwicklung bis hin zur 1977/78 gegründeten Ganztagschule auf. Mit der Errichtung der Kuratie St. Felix 1775 dachte man bereits an den Bau einer eigenen Schule. Doch erst Mitte des 19. Jahrhunderts sorgte ein Schullehrer aus Tschengls für deutschen Unterricht. Mit Einführung der Einheitsmittelschule bekundete auch Deutschnonsberg Interesse, und so entstand nach längerer Bauzeit 1986 die Mittelschule "Franz Xaver Mitterer", benannt nach dem Pfarrer, der sich als eifriger Förderer des Deutschtums zeigte.

30 JAHRE HAUPTSCHULE PFUNDS - NAUDERS - SPISS UND DAS SCHULWESEN DER GEMEINDE PFUNDS, von Robert Klien, Landeck, 1986

Diese detaillierte Schulfestschrift erläutert nicht nur die Entwicklung einer Schule, sondern dokumentiert auf breiter Basis das Schulwesen im Oberen Gericht. Der Autor erarbeitete aus zahlreichen archivalischen Belegen eine lückenlose Schulchronik, in der auch die sozialen und wirtschaftlichen Zustände nicht zu kurz kommen. Ein eigenes Kapitel berichtet über 10 Jahre Tages-



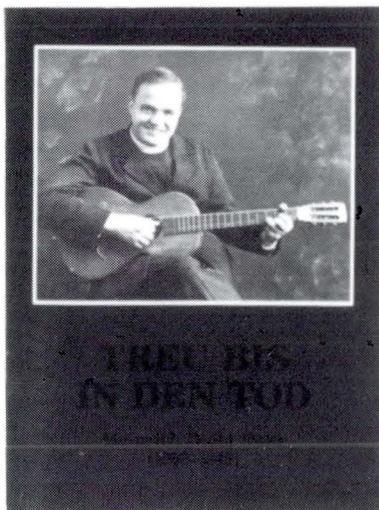
heimschule Pfunds, das Zustandekommen dieser Institution sowie den Aufgabenbereich und die zukünftigen Pläne. Mit der Geschichte der 1973 gegründeten Erwachsenenschule Pfunds/Nauders/Spiss und Kurzchroniken über die Volksschulen der Gemeinde Pfunds präsentiert sich eine Festschrift, die das Schulwesen im Oberen Gericht präzise darstellt.



EIN BILDCHEN ZUM SCHENKEN.

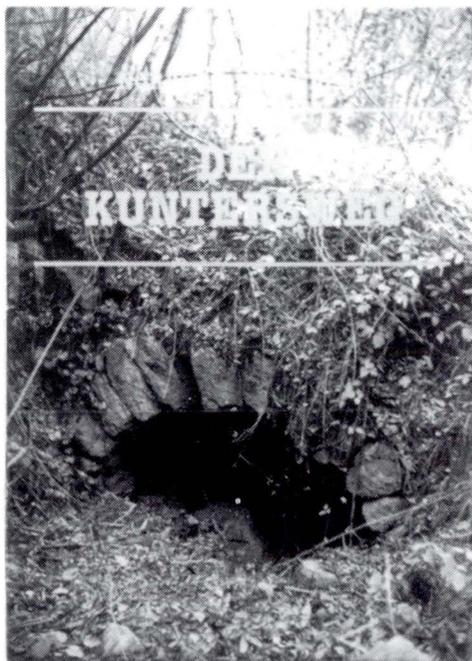
Kleine Kulturgeschichte des Andachts- und Wallfahrtsbildchens, von Georg Hörwarter, Meran, 1986

Andachts- und Wallfahrtsbildchen erfreuten sich jahrhundertlang großer Beliebtheit. In vielen Illustrationsgattungen entstanden sie bereits im Hochmittelalter und umfaßten zahlreiche Themengebiete. Neben den Sterbe-, Primiz- und Beichtzetteln fungierten die Wallfahrtsbildchen als eine Art "Werbe- und Prospekt" für den jeweiligen Wallfahrtsort. Dank der zahlreichen Tiroler Wallfahrtsorte lassen sich die verschiedensten Techniken und Alter bestimmen. Die Herstellung der Andachtsbildchen steht in engem Zusammenhang mit der Geschichte des Buchdrucks in Tirol (älteste Druckereien in Brixen, Innsbruck, Bozen, Trient und Meran). Diese Kulturgeschichte der Andachts- und Wallfahrtsbildchen sollte vor allem in der Volkskunde Beachtung finden.



TREU BIS IN DEN TOD, Heinrich Dalla Rosa (1909-1945), Bozen, 1986

Der gebürtige Südtiroler Heinrich Dalla Rosa entstammt einer Maurerfamilie aus Oberlana. Auf Umwegen gelangt er zum Priestertum und erhält 1935 im Grazer Dom die Weihe. Auf seinen zahlreichen Stationen als Seelsorger fördert er die Musik, unterrichtet lebensnah, seine kritischen Predigten finden bei der Bevölkerung großen Anklang. Seine antinationalsozialistischen Äußerungen bringen ihn 1944 ins Gefängnis. Briefe aus der Gefängniszelle zeigen wenig Optimismus, vor seiner Hinrichtung 1944 in Wien erneuert er das Treuebekenntnis zu seinem Herrn. Die bebilderte Broschüre stellt die einzelnen Lebensstationen des Priesters detailliert da, im Anhang gedenken Freunde in Briefen des Märtyrers.

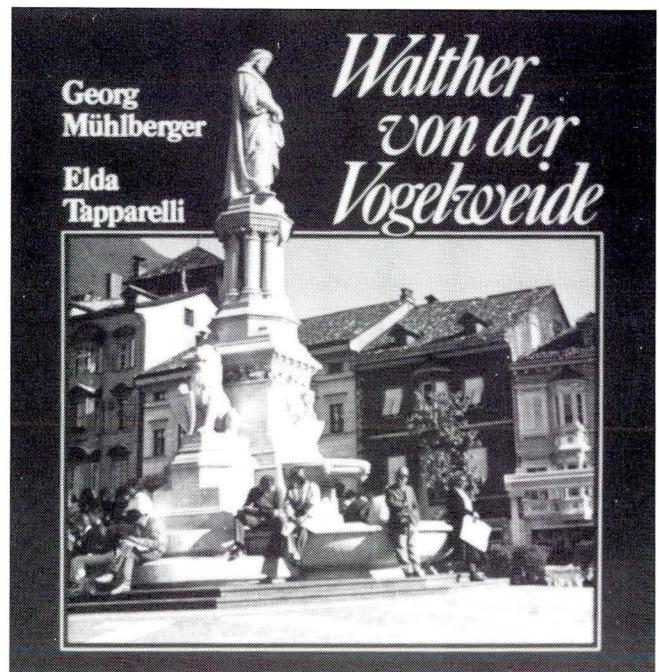


DER KUNTERS WEG, von Norbert Mumelter, Bozen, 1984

"Zwischen Botzen und Trostperch" bildete der Kuntersweg eine drastische Verkürzung des Brennerweges, wohl einer der wichtigsten Alpenübergänge. Der Graf von Tirol verlieh 1314 den Weg "auf ewig" dem Heinrich und der Katherina Kunter, sie sollten ihn instandhalten und den Zoll einheben. 300 Jahre nach Errichtung des Kuntersweges erfolgte eine Neutrassierung des Brennerweges am Fluß entlang. 1867 erzwang der Gleiskörper der Brennerbahn Straßenverlegungen bzw. Kreuzungen mit Bahnschranken. Die Gemeindeverwaltung von Karneid erkannte die geschichtliche Bedeutung des Kuntersweges und machte 1984 die letzten Reste des Weges als Wandersteig gangbar. Vor einem lebendig dargestellten Hintergrund dokumentiert der Autor die abwechslungsreiche Entwicklungsgeschichte eines wichtigen Alpenübergangs.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE,
 von Georg Mühlberger und Elda Tapparelli,
 Bozen, 1985

Die großzügig angelegte Dokumentation erörtert mit dem Schwerpunkt "Tiroler Forschung" die wechselvolle Geschichte des Waltherbildes im Wandel der Zeiten. Ein Querschnitt durch seine Dichtung dient als Ergänzung seiner widerspruchsvollen Erscheinung. So abwechslungsreich das Leben des Künstlers in der (mutmaßlichen!) Biographie ist, so umstritten präsentiert sich der lange Weg von der Gedenktafel bis zum Denkmal Walthers von der Vogelweide. Elda Tapparelli stellt die dichterischen Werke Walthers vor, beschreibt dabei auch kritisch das soziale und kulturelle Umfeld des Meisters. Einzelne Abschnitte aus der Werkgeschichte des Denkmals beschreiben die Beziehung des Bildhauers Heinrich Natter zu seinem Objekt. Diese kleine Kulturgeschichte versteht sich nicht als Verherrlichung eines Dichters, sondern beschreibt die Spannungen im Werdegang Walthers von der Vogelweide.



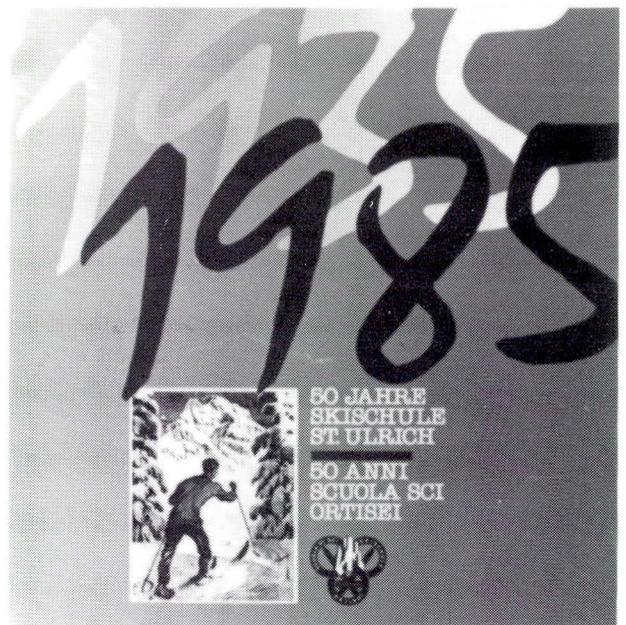
SKICLUB LADIS - seit 1912, von Robert Klien, Landeck, 1986

Seit 1912, der Pionierzeit des Skiclubs, zählt Ladis als Kurort zu den ältesten Fremdenverkehrsorten Tirols. Die rege Vereinstätigkeit ermöglicht schon bald zahlreiche sportliche Aktivitäten (wie Rodel- und Skirennen). In den Kriegsjahren erlahmt die Skiorganisation, erst mit dem 1951 gebauten Lift nimmt der Skisport in Ladis wieder Aufschwung. Die gute Zusammenarbeit mit Gemeinde und Fremdenverkehrsverband ermöglicht dem Verein verschiedene sportliche Aufgaben wie Trainingskurse zu reaktivieren. Eine sorgsam geführte Chronik im Skiclubbuch liefert eine vollständig ausgearbeitete Geschichte des Skiclub Ladis.



50 JAHRE SKISCHULE ST. ULRICH,
 Hrsg. Gernod Mussner, St. Ulrich, 1985

Das 50-jährige Bestehen der Skischule St. Ulrich feiert der Verein mit der Herausgabe einer zweisprachigen Festschrift. Beginnend mit der Geschichte des Ski's - vom Fortbewegungsmittel zum Freizeitspaß - gibt die Broschüre den technischen Wandel des Gerätes bis in die heutige Zeit wieder. Das frühe Skischulwesen im Grödner Tal, unterbrochen durch die Kriegsjahre, entwickelt sich zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Unternehmen. Mit den ersten Liftbauten und den neuen didaktischen Unterrichtsmethoden erhält der Skisport in St. Ulrich, nicht zuletzt wegen einiger skisportlicher Großveranstaltungen, regen Aufschwung. Die ausgezeichnete bebilderte Festschrift umfaßt neben der Geschichte der Skischule auch speziell den Langlauf und den Kinderskiunterricht.





*200
Jahre
Pfarrkirche
St. Johann
in
Ahrn

Juni 1986*

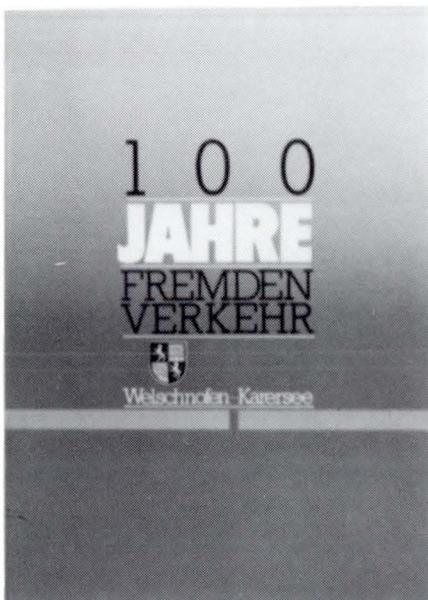
**100 JAHRE FREMDENVERKEHR
WELSCHNOFEN-KARERSEE, von Ignaz Kircher,
Bozen, 1986**

Mit der 1860 gebauten Straße durch das Eggental kamen die ersten "Fremden" (Bergwanderer, Geologen, Naturforscher,...) nach Welschnofen, damals noch ein "Viertel" der Gemeinde Karneid. In der jüngeren Entwicklungsgeschichte bedeutete der Bau der Straße über den Karerpaß und das Karerseehotel die wichtigste Phase. Die langsame Entstehung eines Fremdenverkehrszentrums verdankte der Ort nicht zuletzt der "Hautevoleé" des Seehotels. Der Kurort bewahrte seinen Charakter trotz faschistischer Ära und distanzierte sich weiterhin vom "Massentourismus". Im Anhang der Festschrift werden frühere Maße, Gewichte und Währungen erläutert, ein Situationsspiegel über Bevölkerungszahlen, Wohnverhältnisse, Schulwesen und Viehhaltung mit qualitativ sehr guten Schwarz-Weiß-Fotos dokumentiert die Entwicklung des Fremdenverkehrs in Welschnofen-Karersee.



**VOM HEILIG-GEIST-SPITAL ZUM HARTMAN-
NSHEIM, von Hans Heiss, Brixen, 1985**

Mit dem Bau des Heilig-Geist-Spitals im Jahre 1348 nahm sich eine Laienbruderschaft in Brixen der Krankenpflege bzw. Armenversorgung an. Die wirtschaftlichen Grundlagen beruhten auf Stiftungen, Grundzinsen sowie auf der eigenen Landwirtschaft. Recht auf dauernden Aufenthalt besaßen die "Pfründer", die ihr gesamtes Vermögen auf Lebenszeit dem Spital abtraten. Mit den wachsenden Anforderungen (Kriege, Mißernten, Säkularisation) im 19. Jahrhundert betraute man ab 1843 die Barmherzigen Schwestern. 1857 kam es zur Zwangsumwandlung in ein "öffentliches Krankenhaus", seit 1933 sichert eine Stiftung die Unterbringung alter Menschen. Die historische Abhandlung umfaßt die wichtigsten Phasen des Heilig-Geist-Spitals vor dem sozialen Hintergrund vergangener Jahrhunderte.

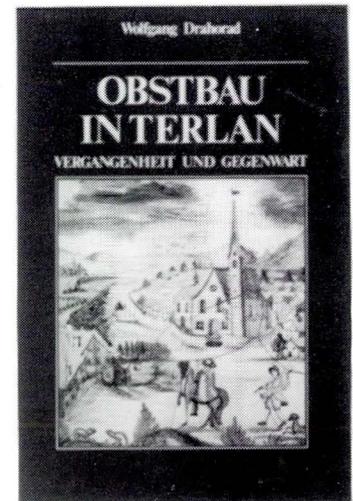


**200 JAHRE PFARRKIRCHE ST. JOHANN IN
AHRN, von Karl Wolfsgruber, St. Johann, 1986**

Seit dem 13. Jahrhundert existieren schriftliche Quellen über das geschlossene Pfarrgebiet im Ahrntal. Der neuere Kirchenbau (1782-1788) in St. Johann präsentiert sich als ein typisch spätbarocker Tiroler Sakralbau mit Details vom früheren Klassizismus. Kurzchroniken informieren über die Künstler, die die Freskomalerei bzw. die Altäre schufen. Die Festschrift enthält eine sehr interessante Chronik von Pfarrer Christoph von Elzenbaum, die mehr eine Bestandsaufnahme ist, und vergangene Ereignisse mit den Maßstäben dieser Zeit vergleicht. Eine detaillierte Beschreibung gilt dem Ahrntal, den Pfarren, Menschen, ihren Erwerbs- und Nahrungszielen sowie den damaligen Schwierigkeiten mit dem Luthertum.

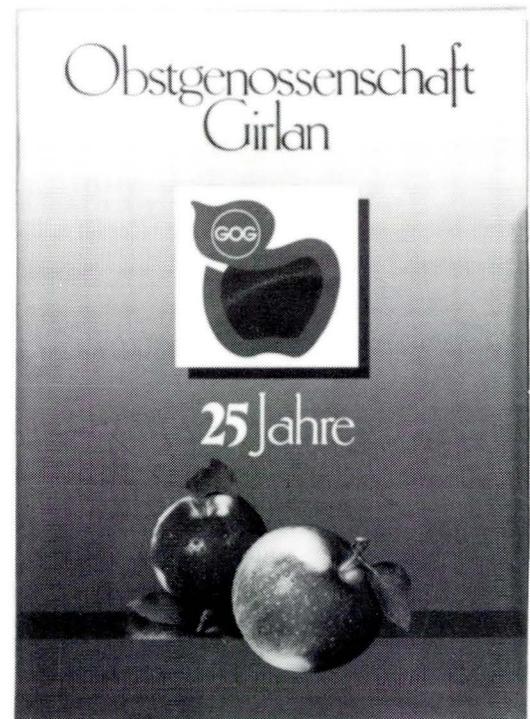
OBSTBAU IN TERLAN. Vergangenheit und Gegenwart, von Wolfgang Drahorad, Bozen, 1986

Ältere Landesbeschreibungen und Reiseberichte zeugen vom reichen geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Erbe Terlans. Die wirtschaftlichen Grundlagen bilden Weinbau, Obstbau und die Ölbäume, ab dem späten 19. Jahrhundert versuchen verschiedene Initiativen den Erwerbsobstbau zu forcieren, doch erst die Kultivierung der sumpfigen Möser ermöglicht größere Bewirtschaftungsarten. In den Nachkriegsjahren prägen starke Technisierung und Verbesserungen in der Bodenpflege (wie organischer und künstlicher Dünger) den Obstbau. Das reich bebilderte Buch befaßt sich eingehend mit den einzelnen Entwicklungsstufen und den auftretenden Problemen im Laufe der Jahrhunderte. Die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen des Obstbaus ergeben nicht nur eine Wirtschaftsgeschichte, sondern bereichern die Kulturgeschichte des Ortes.



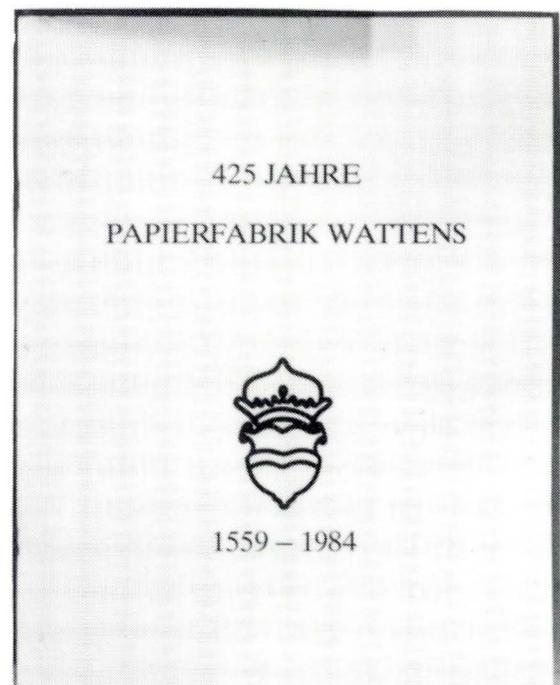
25 JAHRE OBSTGENOSSENSCHAFT GIRLAN, Hrsg. Obstgenossenschaft Girlan, Lana, 1986

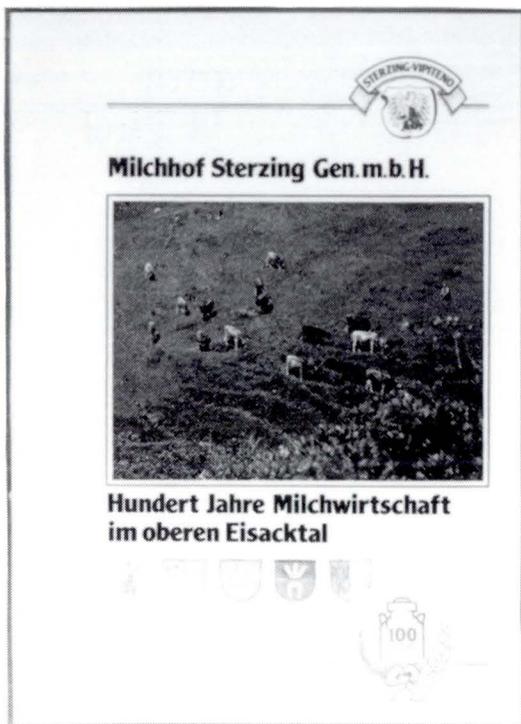
Elf Landwirte gründeten 1961 die Obstgenossenschaft Girlan, um sich wirtschaftliche Unabhängigkeit und ökonomische Stabilität zu sichern (= sozial-ökonomische Funktion). Der praktische Aufbau begann mit dem Kauf eines Grundstücks in Sigmundskron, trotz großer Schwierigkeiten wie der Kreditsperre oder Lagerprobleme erweiterte die Genossenschaft ihren Betrieb. In den 70- und 80er Jahren ermöglichten technische Erneuerungen wie eine EDV-Anlage moderne Flexibilität. Die Obstgenossenschaft Girlan verdankt ihren konkurrenzfähigen Betrieb dem Idealismus der Gründer, der Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, wie die Produktionstabellen im Anhang der Festschrift beweisen.



425 JAHRE PAPIERFABRIK WATTENS, von Margareta Strieder, Innsbruck, 1984

Von der 1559 gegründeten Wattner Papiermühle existieren nur wenige Berichte über die technische Einrichtung dieser Zeit. Die gut ausgearbeitete Betriebschronik weist die Besitzerwechsel anhand der Wasserzeichen, die als persönliche Marken der Papiermüller gelten, nach. Mit der maschinellen Papierherstellung eröffnen sich zahlreiche Exportmöglichkeiten, Investitionen bewirken ab 1884 die ertragreiche Herstellung von Zigarettenpapier. Die Aufbereitung der wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte beinhaltet die sozialen Zustände, Schwierigkeiten, hervorgerufen durch die turbulenten Kriegsjahre. Technische Erneuerungen zeichnen den Weg der Papierfabrik bis heute. Diese Festschrift beschreibt populär-informativ die Geschichte eines traditionsreichen Betriebes mit interessantem Bildmaterial.





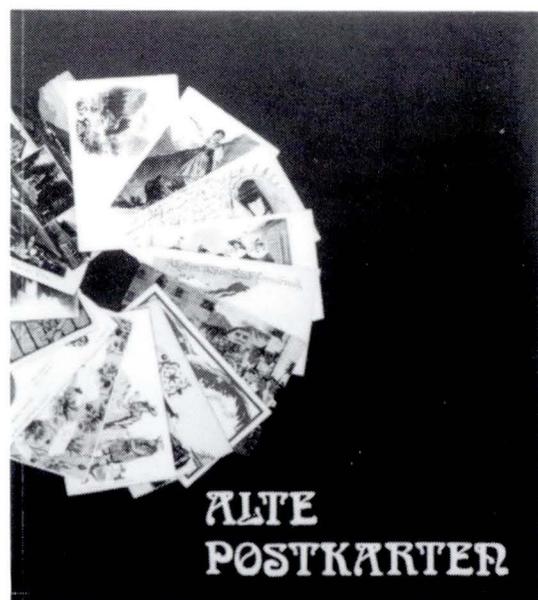
100 JAHRE MILCHWIRTSCHAFT IM OBEREN EISACKTAL - MILCHHOF STERZING, von Karl Gitzl und Rudolf Trenkwalder, Frangart, 1984

Mit Eröffnung der Brennerbahn und Entsumpfung der Sterzinger Moose wendet sich Sterzing der Land- speziell der Milchwirtschaft zu. 1884 begründet sich die Dampfmolkerei-Genossenschaft, die besonders großen Wert auf einwandfreie Milch legt. Technische Erneuerungen und Umbauten machen den Betrieb in den 50er Jahren zu einer Mustersennerei der Provinz. 1968 beschließt die Sennereigenossenschaft Stange aufgrund steigender Absatzschwierigkeiten, sich dem Milchhof Sterzing anzuschließen, die selben Gründe veranlassen 1983 die Sennereigenossenschaft Stilfes zu einer Fusion mit dem Sterzinger Betrieb. Die Betriebschronik führt neben genauen Entwicklungs- und Leistungstabellen auch den aktuellen Stand des Milchhofs an.



125 JAHRE MUSIK KAPELLE GLURNS, Hrsg. Musikkapelle Glurns, Schlanders, 1986

Die 1861 gegründete Musikkapelle Glurns verfügt nur über eine schriftliche Chronik der Jahre 1966-1975. Fotografien, Zeitungsberichte und verschiedenes Archivmaterial bilden daher die Grundlagen der Vereinsdokumentation. Neben einigen Auflistungen von Kapellmeistern, Obmännern und Ehrenmitgliedern gedenkt der Musikverein auch der verstorbenen Mitglieder. Fotografien, von der Jahrhundertwende bis 1986, bilden eine eigene Bestandschronik, die das Archivmaterial informativ ergänzt.

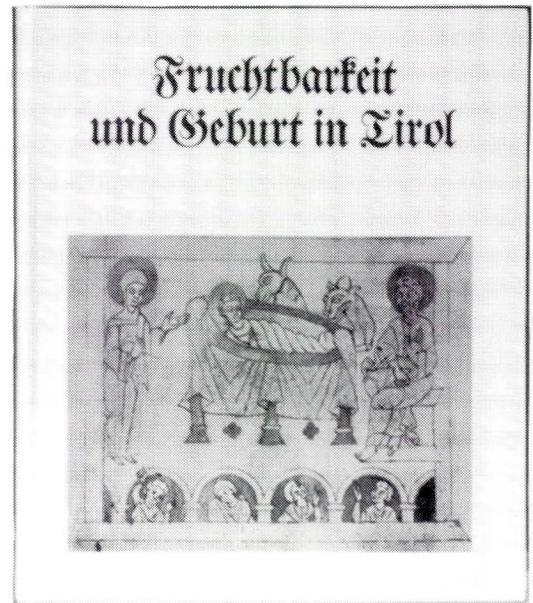


ALTE POSTKARTEN. Ausstellungskatalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, von Wolfram Wieser, Thaur, 1986

1870 gab es die ersten Postkarten in Österreich, die Ära der interessanteren Bildpostkarte beginnt Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts, schnelle Verbreitung erreicht sie mit dem offiziell legalisierten Vertrieb. Als technische Voraussetzungen bedurfte es des lithographischen Drucks und haltbarer Fotografien. Bildpostkarten bilden Indizien für die jeweilige politische Entwicklung, Kulturgeschichte und Volkskunde profitieren heute von der Darstellung einzelner Stilrichtungen. Der Ausstellungskatalog erwähnt neben den qualitativ hochstehenden Künstlerkarten auch die Duft- bzw. Durchschein-Karten und solche mit applizierten Materialien. Zahlreiche Darstellungen ergänzen die schriftliche Dokumentation dieser Kommunikationsmittel.

FRUCHTBARKEIT UND GEBURT IN TIROL,
Hrsg. Otto Dapunt, München, 1987

Anlässlich der XI. Akademischen Tagung deutschsprechender Hochschullehrer in der Gynäkologie und Geburtshilfe erschien dieses Buch mit zahlreichen Aspekten rund um die Geburt. Unter Mitarbeit von Historikern, Kunsthistorikern, Volkskundlern u. a. entstanden Beiträge über Brauchtum, Aberglauben, historische Anschauungen, Volksmedizin und künstlerische Darstellungen. Die Geburt in Tirol entpuppt sich als eine wahre Fundgrube Tiroler Kulturgeschichte. Die präzisen Nachforschungen der Autoren geben Einblick in ein bisher wenig beachtetes Gebiet, das vor allem die Situation der Frau rund um die Geburt wieder spiegelt.



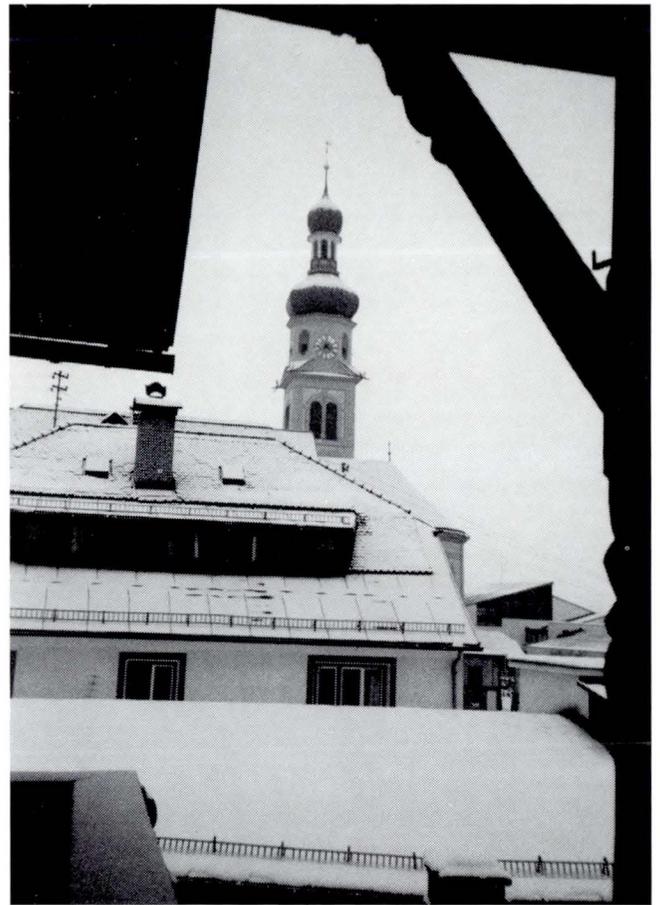
100 JAHRE SEKTION STERZING IM ALPENVEREIN, von Josef Wieser, Sterzing, 1986

Sterzing galt als wichtiger Verkehrsknotenpunkt im oberen Eisacktal und so begründete sich 1886 die Sektion Sterzing im Alpenverein mit der Aufgabe, die umliegenden Täler der Stubaier Gruppe den Touristen zugänglich zu machen. Die rege Vereinstätigkeit äußert sich in einer sorgsam angelegten Chronik und zahlreichen Aktivitäten wie Wege markieren, Fotokurse, gemeinsame Ausflüge, usw. In den 60-iger Jahren förderte der Verein vor allem die Jugendarbeit und kümmert sich um den Bau neuer Schutzhütten. Neben Kurzchroniken über die Ortsstellen der AVS-Sektion Sterzing beschreibt die reichhaltig bebilderte Festschrift auch den Bergrettungsdienst, Naturschutz, die Wanderwege und Schutzhütten.





Der Katalog zur Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum: "Egon Schiele vom Schüler zum Meister", gestaltet 1986 von Serge Sabarsky, zeigt auf Seite 19 eine Aufnahme mit der Bildunterschrift: "Egon und Edith Schiele, im Sommer 1918". Dazu ist auf Seite 21 nachzulesen, dieses Foto werde in diesem Katalog zum ersten Mal veröffentlicht. Auf eine diesbezügliche Anfrage berichtete Prof. Sabarsky, das Bild sei erst vor einiger Zeit im Salzburgischen gefunden worden, was



zur Annahme geführt habe, Schiele und seine Frau hätten sich seinerzeit in diesem Land aufgehalten.

Der im Hintergrund sichtbare Kirchturm wurde jedoch als der von Fulpmes erkannt, so daß es dann auch nicht schwer war, den Balkon im Haus der hiesigen Fam. Ludwig Mair zu finden und nach 69 Jahren vom gleichen Standpunkt aus eine Aufnahme zu machen, die beweist, daß sich Schiele und seine Frau 1918 in Fulpmes aufgehalten haben.

Wie soll



Ihre

finanzielle

Zukunft



aus- sehen?



Sie wollen selbst für Ihre Zukunft vorsorgen?
Ob jederzeit verfügbare Spareinlage, hochverzinsten
Sparbrief, Wertpapiere oder andere Vermögenswerte –
die umfassende Sachkenntnis unserer Anlageberater
bietet sichere Entscheidungsgrundlagen.
Wir zeigen Ihnen den Weg, wie Sie Vermögen
schaffen und erhalten können.

**Südtiroler
Landessparkasse**



Ihr starker Partner rund ums Geld.

